Zeitschrift: Jahresbericht / Akademischer Alpen-Club Zürich
Herausgeber: Akademischer Alpen-Club Zürich
Band: 77-78 (1972-1973)

Artikel: Hindukusch-Expedition 1972
Autor: Giger, Walter / Rüfenacht, Peter / Wetter, Hansjürg
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-972447

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hindukusch-Expedition 1972

Als im Sommer 1965 Noldi Frauenfelder und ich zum ersten Mal mit dem AACZ in Kontakt kamen, wurden in der «Saffran» gerade Lichtbilder und ein Film der Grönland-Expedition 1964 gezeigt. Damals keimte in mir gleich der Wunsch, auch einmal an einem solchen Unternehmen teilnehmen zu können. Immer wenn die «Grönländer» oder AACZler älteren Jahrgangs von ihren Erlebnissen in den Bergen ferner Länder erzählten, meinten einige Aktivhuttlis, man sollte es eigentlich auch einmal wagen. Aber die Studentenjahre flossen dahin, und ich glaubte schon, den Zug verpasst zu haben. Es zeigte sich, dass für den Start einer Expedition nicht zu viele Köche beteiligt sein sollten. So gab ich mir selber einen Ruck und begann Expeditionsliteratur zu studieren und ehemalige Expeditionsbergsteiger zu interviewen. Gegen Ende 1970 nahm dann die Sache langsam konkrete Gestalt an.

Was wollten wir eigentlich? Waren Unternehmungen, die den Namen Expedition verdienten, überhaupt noch möglich? Gab es noch Gebiete, in denen man bergsteigerisches Neuland betreten konnte? Wir entschlossen uns schliesslich für die Region des Hindukusch, im westlichen Teil des zentralasiatischen Gebirgszuges. In diesem Hochgebirge hofften wir ein Tal zu finden, das noch eine Reihe unbestiegener, möglichst hoher Berge aufwies. Wir wollten nicht nur einen Gipfel anvisieren, sondern in einem Tal mehrere Berge besteigen.

Nachdem wir unser erstes Projekt im pakistanischen Teil des Hindukusch wegen politischer Schwierigkeiten aufgeben mussten, wandten wir uns dem afghanischen Wakhan-Korridor zu. Wir richteten unser Augenmerk auf das Ishmurgh-Tal. Erst zwei Expeditionen hatten dieses Tal besucht, und auf Grund der eindrücklichen Aufnahmen des tschechischen Meisterphotographen Villem Heckel versprachen die umliegenden Gipfel allerhand bergsteigerische Freuden.

Da wir ein recht ausgeglichenes Team bildeten, konnten wir die Vorbereitungsaufgaben weitgehend aufteilen. Die Aufgabe des Expeditionsleiters bestand vor allem in der Koordination des Ganzen. Dieses System sorgte dafür, dass die zeitliche Belastung für alle Teilnehmer in einem erträglichen Rahmen blieb.

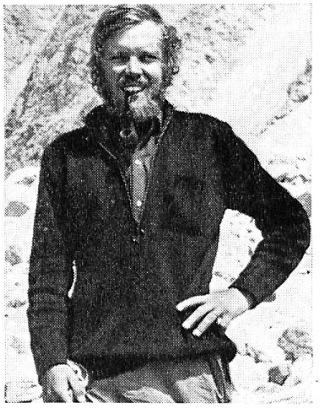
Ein Problem, das zu vielen Diskussionen Anlass gab, war unsere Führungsstruktur. Wollten wir unsere Beschlüsse auf demokratische Weise fassen, oder sollte der Expeditionsleiter weitgehend allein entscheiden? Wie weit sollten unterschiedliche Bergerfahrungen berücksichtigt werden? Viele erfahrene Expeditionsbergsteiger rieten uns zur diktatorischen Methode; wir Jungen neigten aber eher zu einer möglichst demokratischen Lösung. Wir entschieden uns schliesslich für einen Kompromiss, indem wir ein Triumvirat einsetzten.

Nach einem vornehmen Abschiedsmorgenessen im Hotel «Sonnenberg» starteten wir am 6. Juni 1972 zu unserem Asienabenteuer.

Wir waren in unseren beiden überladenen «Ford Transit» noch nicht einmal tausend Kilometer gefahren, als schon die ersten Schwierigkeiten auftauchten. Wir merkten bald, dass unser Team aus profilierten Individualisten bestand. Die einen wollten sich schon in Italien hinter unseren Fruchtsalatvorrat machen, was aber laute Proteste des Verpflegungschefs hervorrief. Die Schreibfreudigen hätten gerne in jeder grösseren Stadt fast täglich ihre Briefe aufgegeben, während die Ungeduldigeren so rasch als möglich Kabul erreichen wollten.

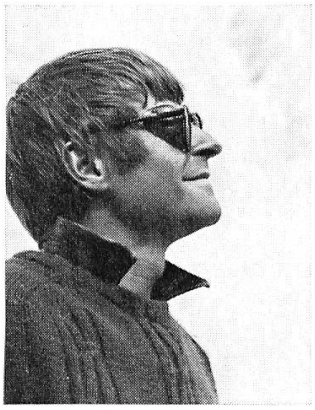
Da wir unsere demokratischen Regeln streng beachteten, gab es endlose Diskussionen um relativ unwichtige Entscheidungen. Nach der dritten Tages-

Roman
Boutellier



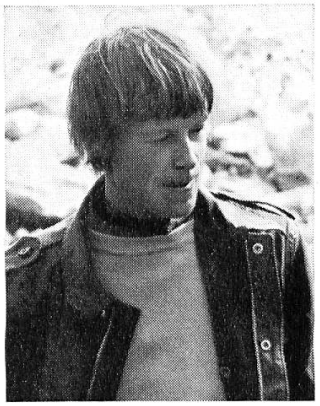
Arnold
Frauenfelder

Walter
Giger

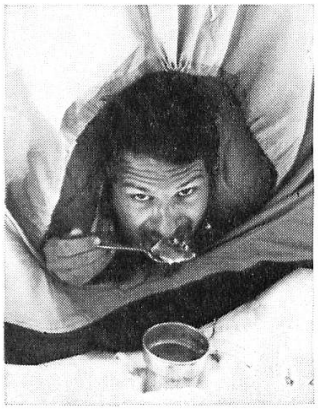


Fredy
Kölz

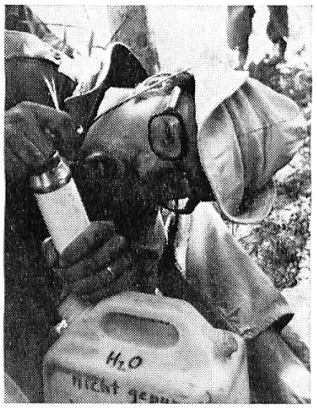
Hansruedi
Kölz



Jürg
Reinhard



Peter
Rüfenacht



Hansjürg
Wetter

etappe waren wir alle der unbeschränkten Mitbestimmung ziemlich überdrüssig. So beschlossen wir auf dem idyllischen Zeltplatz in Sofia, untermalt von bulgarischer Volksmusik, die Diktatur einzuführen. In meinem Amt als Expeditionsleiter wurde ich zum Diktator ernannt, obwohl ich ein rotierendes System bevorzugt hätte. Mir blieb somit nichts anderes übrig, als während der vierzehntägigen Fahrt quer durch den Orient ständig auf Draht zu sein, denn ich wollte ja meine Kollegen möglichst wenig mit Fehlentscheiden verärgern.

Nach unserer Ankunft in Kabul kehrten wir wieder zum festgelegten Triumvirat zurück. Es zeigte sich nämlich, dass wir nun unsere Entscheide mit asiatischer Ruhe überlegen konnten. Auch galt es jetzt, wesentliche Angelegenheiten, wie die Lastwagenmiete, Übersetzerauswahl und den endgültigen Zeitplan, abzuklären.

Bis zur Aufteilung der Expedition nach den Hauptbesteigungen blieben wir unserem Triumviratsystem treu und machten damit eigentlich recht gute Erfahrungen. Ich bin sicher, dass wir die optimale Lösung für eine Expedition mit unserer ausgeglichenen Zusammensetzung gewählt haben. Andere Expeditionen, in welchen ein oder zwei Teilnehmer älter sind oder bereits über Expeditionserfahrung verfügen, mögen mit einer ausgeprägteren Führungsspitze besser fahren.

Die Kameradschaft unter uns acht Teilnehmern war genügend gut, um mehr als drei Monate lang ein enges Zusammenleben in beträchtlicher gegenseitiger Abhängigkeit zu ermöglichen. Die Optimisten unter uns, die überhaupt keine Schwierigkeiten erwartet hatten, wurden aber ziemlich bald enttäuscht. Die grössten Hürden waren nämlich ganz am Anfang zu nehmen: bis alle Teilnehmer realisiert hatten, dass sie ihr Eigenleben der Gemeinschaft unterordnen mussten. Die Analyse des Verhaltens einer Expeditionsgruppe müsste eine wahre Fundgrube für einen Psychologen darstellen!

Begünstigt wurde unsere Moral durch das weitgehende Gelingen der Bergbesteigungen und durch das anhaltend schöne Wetter.

Auf der andern Seite kämpften einige unter uns gegen die offenbar über recht grosse Distanzen wirksamen Anziehungskräfte weiblicher Wesen. Ferner konnten sich zwei Teilnehmer nicht genügend gut akklimatisieren und waren daher leider gezwungen, ein mehrwöchiges Basislagerdasein zu fristen.

Es ist durchaus verständlich, dass diese beiden nach der Besteigung des Lunkho-i-Kuchek, dem eigentlichen Expeditionsziel, auf eine baldige Rückkehr ins Tal drängten. Die erfolgreicheren Bergsteiger wollten aber die günstigen Verhältnisse und ihre gute Form für einige weitere Besteigungen ausnützen. In dieser Situation fanden wir nach langem Hin und Her eine Lösung, mit der sich alle einverstanden erklären konnten. Da wir ja in Kabul über zwei Autos verfügten, konnten wir uns ohne Schwierigkeiten in zwei Gruppen teilen. Diese flexible Haltung ermöglichte uns, die Heimreise weitgehend den individuellen Neigungen anzupassen.

War nun unsere Asienfahrt eine Expedition oder einfach eine Ferienreise? Ich glaube, dass wir der ersteren Bezeichnung gerecht wurden. Wir stiessen doch in ein recht unberührtes Gebiet vor, und es gelangen uns die Erstbesteigungen zweier Sechstausender.

Neben der Reise auf den Spuren Alexanders des Grossen, dem Basislagerleben und den alpinen Taten hat uns der Kontakt mit der Bevölkerung Afghanistans am meisten beeindruckt. Unsere Begegnungen mit Basarhändlern, Lastwagenfahrern und vor allem mit den «Ishmurghi» werden uns wohl noch lange Zeit in Erinnerung bleiben. *Walter Giger*

Hindukusch-Tagebuch

6.–20.6. 9 Uhr Morgenessen im Restaurant «Sonnenberg» mit den allernächsten Angehörigen (Frauen, Freundinnen). Fahrt mit den beiden überladenen «Ford Transit» über Istanbul, Ankara, Teheran, Kaspisches Meer, Meshed, Herat, Kandahar nach Kabul.

21.–28.6. Besuche der Ministerien zur Erlangung der Bewilligung zur Weiterfahrt. Interview mit der «Kabul Times». Auftreiben eines russischen 8-t-Lastwagens zur Fahrt in den Wakhan. Stadtbesichtigungen. Einladungen beim Schweizer Konsul und Mr. Ballence von der WHO, wo das Bier göttlich schmeckt. Hazrad, Student an der Uni Kabul, wird uns als Übersetzer in den Norden begleiten. Abwechslungsweise befallen uns Durchfall und Fieber.

29.6. Fahrt über den Salang-Pass nach Kunduz auf asphaltierter Strasse. Open-air-Übernachtung in Chanabad (Frösche, Mücken).

30.6./1.7. Abenteuerliche Fahrt nach Faizabad auf unvorstellbaren Pisten und über Brücken, die nur mit Allahs Hilfe tragen. Wiedersehen mit Noldi und Nöx, die mit dem Flugzeug eintreffen. Anschauungsunterricht durch korrupte Regierungsbeamte in Faizabad.

3.7. Ankunft in Ishmurgh nach zwei weiteren strapaziösen Tagen auf der Ladebrücke unseres Lastwagens.

4.7. Der ganze Tag ist ausgefüllt mit Feilschen um die Trägerlöhne und Zusammenstellen der Lasten. Wir sind nun schon gut vertraut mit den asiatischen Zeitbegriffen und Geschäftsmethoden.

5.–8.7. Aufstieg zum Basislager auf 4500 m Höhe. Der Streik der Träger kann mit Polaroidphotos, Verteilen von «Pillen» und den zahnzieherischen Fähigkeiten unseres «Doktors» beigelegt werden. Eine heikle Flusstraverse kostet den Trägerchef Bul-Bul einen grossen Zehennagel.

9.–11.7. Einrichten des Basislagers auf der linken Moräne des Ishmurgh-Gletschers.

12.7. «Sektionstour» auf den Kohe Academia, 5150 m (2. Besteigung). Fredy wird höhenkrank und trinkt eine Flasche Sauerstoff. Die andern halten sich eher ans Bier, mit dem wir auf unsern ersten Gipfel anstossen.

13.7. Ausbau des Basislagers. Die persönlichen Kisten gewinnen an Bedeutung.

14.7. Aufbau des Hochlagers Anoshah auf 5050 m. Wir geniessen den Sonnenuntergang auf dem 100 Meter höheren Hausberg, der von Nöx seiner «zackigen» Form wegen Walfischbauch genannt wird.

15./16.7. In zwei Gruppen steigen wir alle auf den Kohe Anoshah, 5400 m (2. Besteigung), von wo aus die Sicht nach Pakistan frei ist. In Anlehnung an eine in Afghanistan erhältliche Zigarette wollen scharfe Augen in der Ferne sogar den K2 erkennen!

Nöx und Jürg gelingt der Durchstieg der Nordwand des Kohe Spartakiada, 5100 m.

17.7. Ein grosser Schneefall bringt uns etwa 50 cm Schnee und fesselt uns für drei Tage ans Basislager.

21.7. Vier steigen zum Hochlager Anoshah auf, um die eingeschneiten Zelte auszugraben und genügend Material für die nächsten Besteigungen zu garantieren. Walti und Roman bleiben oben und wollen morgen einen Vorstoss am Westgrat des Setara versuchen.

22.7. Walti und Roman erreichen am Setara-Grat eine Höhe von

5730 m und biwakieren am Übergang vom Fels- zum Schneegrat. Jürg, Noldi, Nöx und Peter steigen zum Hochlager hinauf und wollen der Vorhut einen Tag später folgen.

23.7. Walti und Roman erreichen den Gipfel des Setara, 6060 m (1. Begehung des W-Grates), und steigen bis ins Hochlager ab, während die folgenden vier die Nacht im Biwak verbringen und am andern Tag den Gipfel ebenfalls erreichen.

25.7. Erklärter Ruhetag im Basislager, Vorbereitung für das Bakhera-Couloir. Leider wieder Schneefall.

27.7. Walti, Roman, Jürg und Nöx steigen ins Hochlager, um morgen das Bakhera-Couloir in Angriff zu nehmen. Noldi und Peter stecken etwas oberhalb des Basislagers eine Achse über den Ishmurgh-Gletscher, um das Geschwindigkeitsprofil aufzunehmen.

28.7. Die vier starten um Mitternacht und erreichen acht Stunden später den Sattel über dem Couloir knapp 1000 Meter höher. Am gleichen Nachmittag besteigen sie den Firngipfel des westlichen Bakhera, 6200 m, und richten im Sattel ein Biwak ein.

Noldi und Peter steigen zum Hochlager Anoshah auf und wollen morgen das Couloir in Angriff nehmen.

29.7. Walti, Roman, Jürg und Nöx gelingt die Besteigung des Ostgipfels, zum Teil in schwieriger Kletterei, während Noldi und Peter das Couloir und den Westgipfel «schaffen». Leider beginnt es am Nachmittag zu schneien, so dass alle sechs die endlosen 45 Seillängen das Couloir hinabsteigen müssen, wollen sie nicht durch Neuschnee im Sattel oben blockiert bleiben. Nach dieser Parforceleistung haben alle den nächsten Ruhetag verdient.

1.8. Heute beginnt der Angriff auf das Hauptziel der Expedition, den unbestiegenen Lunkho-i-Kuchek, 6430 m. Walti, Roman, Noldi und Peter sollen den ersten Schritt dazu tun, im Lunkho-Becken ein vorgeschobenes Lager einrichten und morgen die erste, steile Flanke aufsteigen. Peter vergisst jedoch ein Seil, so dass nach Errichtung des Lagers wieder abgestiegen werden muss. Das bringt uns in den «Genuss» von Celios 1.-August-Ansprache für die Schweizer im Ausland. Auf den tatsächlichen Genuss des Desserts müssen wir jedoch verzichten, da Jürg, mit dem Kühlen der Crème beauftragt, die Bewegung eines Gletschertisches nicht zum voraus erkennt.

2.8. Die Spitzengruppe steigt in die vorgeschobene Basis auf, die andern sollen im Abstand eines Tages folgen und einen eventuellen Rückzug sichern.

3.8. Die zwei Seilschaften starten um 2 Uhr im Lunkho-Becken und arbeiten sich mühsam durch den zum Teil sehr hohen pulvrigen Neuschnee. An der Felsbarriere hängt eine verrottete Abseilschlinge aus dem Jahr 1965, die den Tschechen nach ihrem Unfall den Rückzug erleichtert hat. Bei einem kleinen Eisüberhang und der nachfolgenden sehr steilen Partie, wo Pulverschnee auf blankem Eis liegt, kommen die Röhrenschrauben zur Anwendung. Um die Mittagszeit erreichen sie einen Eisabbruch, der zum Biwak zwingt (5500 m) und der morgen früh überwunden werden soll.

4.8. Der Lunkho-Sattel wird erreicht, das Biwakmaterial deponiert und bis zur Felsbarriere abgestiegen, wo die andern vier zwei Wico-Zelte und Proviant hingebracht haben.

5.8. Wieder Aufstieg zum Lunkho-Sattel (5910 m). Roman und Jürg erkunden den weiteren Aufstieg zum Lunkho, sicherlich der schwierigste Teil der

Kohe Hevad, 6850 m

Besteigung, und hängen 80 Meter fixe Seile hinein. Walti und Peter erkunden den Grat zur Orgel. An eine Traversierung ist jedoch nicht zu denken. Biwak im Sattel.

6.8. Sturm. Die vier erreichen eine Höhe von 6100 m. Nebel, Wind, Schneetreiben und Abstieg bis ins Basislager, wo es regnet!

7.8. Weiterhin schlechtes Wetter und Erholung.

9.8. Neuer Versuch. Walti, Roman, Jürg, Nöx und Peter steigen in das vorgeschobene Lager.

10.8. Anstrengendes Aufsteigen zum Lunkho-Sattel, Biwak.

11.8. 2 Uhr Tagwache, zwölf Stunden danach Erreichen des Gipfels, Abstieg zum Biwak bei der Felsbarriere.

12.8. Abstieg ins Basislager.

13.8. Retablieren, Erholen, das Triumvirat fasst Beschlüsse wegen der Abreise.

14.8. Fredy, Hansjürg, Noldi und Jürg steigen ins Tal hinunter, von wo aus sie einen Transport nach Faizabad erhoffen. Walti, Roman, Nöx und Peter steigen zum vorgeschobenen Lager auf, um die Besteigung des Ariana, 6100 m, zu versuchen.

15.8. Ein phantastischer Eis- und Firngrat führt steil auf ein Plateau, wo Roman seine letzte Kunst aufbieten muss, um auf der Gegenseite des kniffligen Bergschrundes hinaufzukommen. Um 16 Uhr ist der Gipfel erreicht, beim Abstieg wird ein Biwak fällig. Roman hadert mit seinem Schicksal, da er die einzige Lawinenschaufel weggeworfen hat. Die andern sind jedoch mit dem heutigen Tag uneingeschränkt zufrieden.

16.8. Abstieg ins Basislager, Abbruch und Abtransport des vorgeschobenen Lagers. Die Federwaage gibt keinen genauen Aufschluss über das Gewicht der Säcke, da sie bei allen bei 30 kg ansteht. Fredy empfängt uns im Basislager und bewirtet uns mit einem tollen Essen.

17.8. Ruhetag, erste Arbeiten zum Abbruch des Basislagers.

18.8. Als letzten Berg wollen wir noch den zugleich höchsten des Gebietes, den Kohe Hevad, 6850 m, besteigen. Auf Grund der guten physischen Verfassung soll er im alpinen Stil bestiegen werden. Auf 5980 m richten Walti, Roman, Nöx und Peter am späten Nachmittag in einer riesigen Gletscherspalte das Biwak ein.

19.8. Um die Mittagszeit ist der Gipfel erreicht, Abstieg und Übernachten im gleichen Biwak.

20.8. Abstieg ins Basislager, wo Fredy schon stark mit den «Abbrucharbeiten» beschäftigt ist.

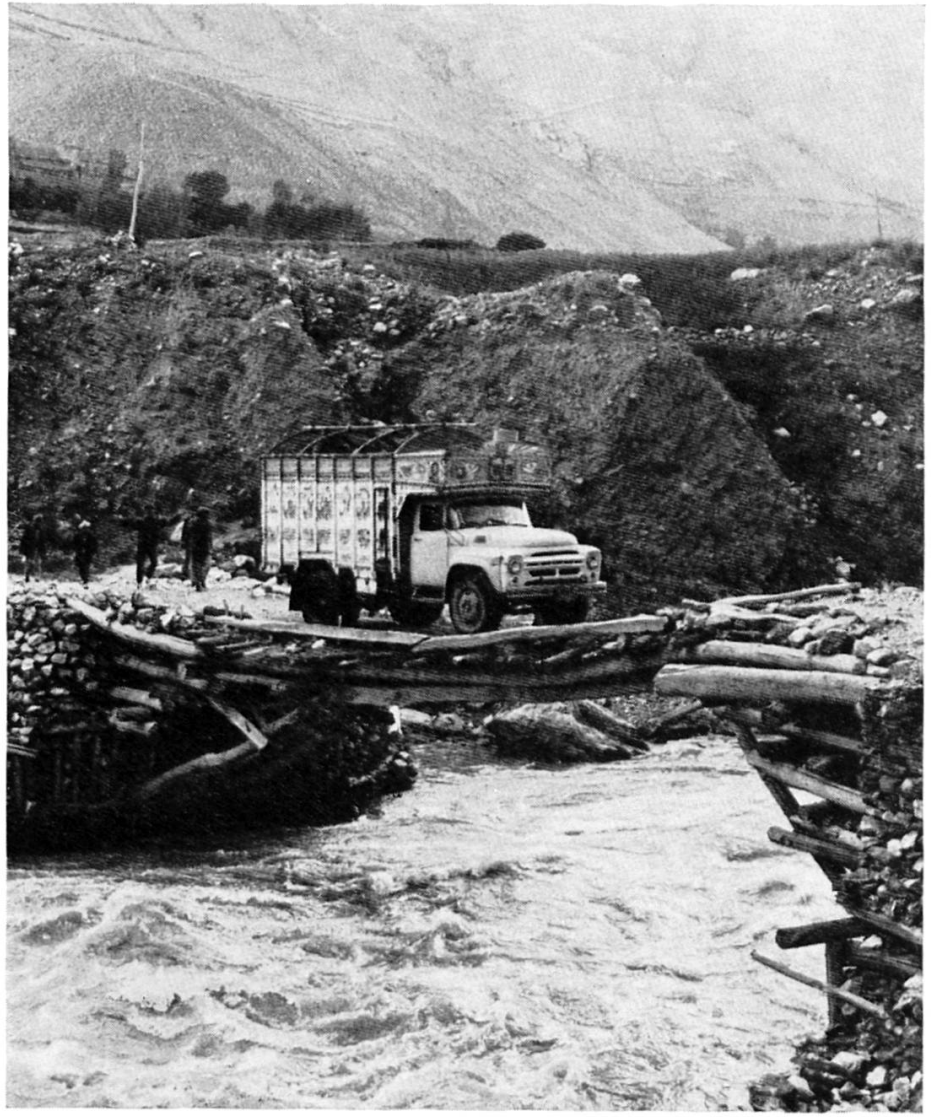
22.8. Wissenschaft zweiter Teil: Roman und Peter nehmen das Geschwindigkeitsprofil des Gletschers auf.

24.8. Der letzte Huttli verlässt das Ishmurgh-Tal. Die letzten zwei Stunden muss Walti zu Pferd zurücklegen, die Träger wollen es so. Der Rais erntet grosses Gelächter beim Einzug ins Dörfchen, wo sein Gaul bockt und sich Walti unversehens im Sand wiederfindet.

26.8. Abschied von den Dorfbewohnern. Fahrt Richtung Faizabad und Reise nach Kabul. Von dort Rückkehr in die Schweiz.

29.9. Die letzten Huttlis, die auf der Heimreise noch zahlreiche Abstecher zu den Kulturgütern Afghanistans, Persiens und der Türkei gemacht haben, erreichen wohlbehalten Zürich.

Peter Rüfenacht



Hauptstrasse hinter Faizabad

Dem Oxus entlang

Weiter nach Osten

Die Reise von Kabul nach Faizabad war nicht so angenehm, wie wir sie uns vorgestellt hatten. Zu Beginn war alles vielversprechend. Wir richteten uns bequeme Liegeplätze ein, nachdem wir sämtliches Material auf dem blau-weiss bemalten russischen «Mack»-Lastwagen verstaut hatten, und genossen es, dass wir selbst nicht mehr abwechselnd hinter dem Steuer sitzen mussten.

Unsere Crew bestand aus dem Fahrer, einem Hünen, dem Besitzer, der zugleich auch Mechaniker war, und dem Hilfsfahrer, der sich stets auf der Ladebrücke befand, um den grossen hölzernen Keil als Handbremse einsetzen zu können.

Die Strasse führte hinauf über die Hochebene, die dank Bewässerungsmöglichkeiten noch intensiv bebaut werden konnte. Sie führte ins Gebirge durch immer enger werdende Schluchten, an deren braunroten Wänden und Graten kleine Siedlungen wie Adlerhorste hingen. Die Strasse war kurvenreich und stieg stetig. Der Lastwagen kämpfte sich langsam von Wasserhalt zu Wasserhalt, wo Kühlwasser aufgefüllt und der ganze Motor zur Abkühlung mit Wasser übergossen wurde. Die Luft wurde ständig frischer, und als wir dann auf 3000 m in den Scheiteltunnel des Salang-Passes eintauchten, mussten wir sogar die Windjacken als Schutz gegen den frostigen Fahrtwind hervorklauben. War es beim Bergauffahren der Motor, der dringend Abkühlung brauchte, so waren es dann bei der Abwärtsfahrt die Bremsen, die grauenhaft zu stinken und rauchen begannen.

Bei Doshi gelangten wir wieder auf die alte Strasse von Kabul nach Kunduz, die benützt werden musste, als der Salang-Tunnel noch nicht erstellt war. – Allmählich wurden die Gebirgszüge wieder flacher, und die öden braungelblichen Steinhalden verschwanden endgültig bei Pul-i-Khumri, und wir rollten durch die nördliche Tiefebene über Kunduz nach Khanabad.

Am nächsten Tag brachen wir um 6 Uhr auf. Einmal mehr bestaunten uns viele Leute, die von unserer Durchfahrt vernommen hatten. Sie hockten da, mit farbigen Lumpen malerisch bekleidet, mit wildem Blick, dunkelhäutig, alle neugierig, wie wir auf Gas- und Benzinkochern in glänzenden Pfannen Wasser kochten und alle Esswaren aus schimmernden Metallverpackungen herausschälten. – An diesem Tage führte unser Weg weiter nach Osten. Die Autos waren hier seltener, und meistens waren es solche, die Faizabad zum Ziel oder als Startort hatten. Eigentliche Dörfer gab es nur noch selten; kleinere von dicken Lehmmauern umgebene, befestigte Behausungen tauchten ab und zu entlang der Strasse auf, oder Teehäuser, die ihre überdeckten Sitzplätze direkt entlang der Strasse hatten. Diese war nur noch einspurig; zwei schmale, parallele graue Staubpfade in den dürren, steppenartig mit Gras bewachsenen weiten Talsohlen entlang den Flüssen; zwei parallele Rinnsale in den Bachläufen und Furten; oder eine gewundene, von den grössten Steinen befreite Piste hoch über dem Fluss, eingegraben in den beweglichen Boden von grossen Schutthalden. Einzelne dunkelhäutige Hirten mit ihren Schafherden begegneten uns, ab und zu auch Nomaden auf Dromedaren. Oft sahen wir auch einzelne Leute an der Strasse stehen, obwohl nirgends ein Haus oder eine Hütte zu erblicken war, nur gelbliche Steine und braune Hügel hinter einem Film von flimmernder Luft.

Lange fuhren wir noch in der Dunkelheit, bis wir in einer kleinen Herberge anhielten. Im Licht der Öllaternen assen wir Kebab und tranken heissen «Tschoi», bevor wir uns niederlegten. Diejenigen, die im überdeckten Hof des

Gasthauses und nicht auf dem Lastwagen in die Schlafsäcke gekrochen waren, kratzten sich am nächsten Morgen überall und wiesen seltsame Stichspuren an ihren Körpern auf. Sie murmelten etwas von Flöhen und Wanzen und verlangten Insektizid.

An diesem Morgen gelangten wir durch eine hohe Schlucht, in der die Strasse in eine «überhängende Schutthalde» eingegraben war, zum Flugplatz von Faizabad, wo wir mit Nöx und Noldi zusammentreffen sollten. Aber erst auf der Hauptstrasse von Faizabad trafen wir sie gesund und munter wieder.

Es war dann der vierte Tag, als wir Faizabad Richtung Süden verliessen. Durch ein enges Tal führte die Strasse, vorbei an einer kleinen Einsiedelei, wo wir Tee tranken und seit langem wieder einmal in einem Fluss zu baden wagten. Nöx meinte, dass hier oberhalb Faizabad die Infektionsgefahr nicht mehr so gross sei. Danach weitete sich das Tal aus, und wir gelangten zwischen grünen, von Wassergräben durchzogenen Feldern nach Jurm. Dort assen und tranken wir in einer Karawanserei, die jetzt jedoch mehr von Lastwagenfahrern als von Kamelführern besucht wird. Bald wandte sich unser Weg nach Osten in ein Seitental, das schnell enger und steiler wurde. Das Grün der weiten Talsohle blieb zurück, und die Piste wand sich den vor Hitze flimmernden Schotterhängen entlang und über Steingrate.

Als gegen Abend der Fahrer plötzlich anhielt und zu einer ungewohnten Zeit das Gebetstuch ausbreitete und betete, wussten wir zuerst nicht recht, was das bedeuten sollte. Bald danach führte der Weg einen kleinen Hügel hinauf, und da erblickten wir rechter Hand eine verstrebte Holzbrücke, die eine beachtliche Spannweite aufwies. Wir dachten nicht im entferntesten daran, dass unser Weg über diese Brücke führen würde, fuhren aber hinter dem Hügel genau diesem Übergang entgegen. Wir schrien dem Fahrer zu, dass wir absteigen wollten, worauf er kurz vor der Brücke anhielt. Da wir wussten, dass wir gut zwei Tonnen Material und Esswaren geladen hatten und der Lastwagen ebenso schwer war, vermochte die Holzkonstruktion nicht ganz zu überzeugen, so dass wir es vorzogen, zu Fuss darüberzugehen. Selbst Peter glaubte dieser afghanischen Brückenstatik nicht trauen zu können und stieg ab. Nur Walti und Roman blieben auf dem Wagen, als er die Brücke überquerte. Das Tal wurde noch enger, und der Weg wechselte noch zweimal die Flussseite. Vor der letzten Brücke verliessen selbst der Besitzer und der Hilfsfahrer das Auto. Als der Lastwagen langsam darüberrollte, bog sie sich mindestens 30 cm durch.

Erst bei Einbruch der Dunkelheit gelangten wir zur burgartig gebauten Herberge vor Zebak. Der Fahrer wollte unbedingt noch bis hieher gelangen, da wir am nächsten Tag eine Furt durchqueren mussten, die nur bei niedrigem Wasserstand durchfahren werden konnte, und das war eben am frühen Morgen. Wir schlugen also unsere Zelte am Rande eines weiten Sumpfes auf. Niemand wollte diesmal in die Herberge schlafen gehen.

Am nächsten Tag in aller Frühe brachen wir in nordöstlicher Richtung auf. Eine Stunde später waren wir schon mitten in der Furt, und unser Fahrer suchte angestrengt nach Fahrspuren oder Wegzeichen, die die befahrbaren Stellen markierten. Zum Teil war das Wasser mehr als knietief, und eine starke Strömung spülte rasch die Steine um die Räder fort, so dass man nicht im Wasser anhalten durfte, wollte man nicht Gefahr laufen, steckenzubleiben. Das Bachbett war vielleicht einen Kilometer breit, und wir stiessen immer wieder auf Wasserarme. Nach einer Stunde des Hinauf und Hinunter während des Überquerens liessen wir die Furt hinter uns und fuhren zwischen Feldern und Wiesen und kleinen Birkenhecken gegen den Passübergang nach Ishkashim. Es war an

diesem Morgen zum ersten Mal wieder bewölkt, und so hatten wir keinen Ausblick auf die Sechstausender, die das Wakhan-Tal auf beiden Seiten einschliessen. Zwischen 6 und 7 Uhr waren wir dann in Ishkashim, im heiss ersehnten Wakhan. Ishkashim ist der Haupthandelsplatz für den afghanischen Wakhan bis hinauf in den Pamir. Hiehier kommen die Leute mit Pferd und Esel vielleicht ein- oder zweimal im Jahr, tauschen ihre Sachen ein, handeln und verschwinden dann wieder in ihr Dorf.

Der letzte Teil der Fahrt verlief entlang dem Grenzfluss Oxus, auf dessen anderer Seite Russland liegt. Wo die Talsohle bewässert werden konnte, wurde sie bewirtschaftet, zwischendurch waren eigentliche Wüstenstriche ohne jegliche Vegetation. Die Talform und -weite erinnerten uns an das Wallis, nur dass es viel weniger grün und bewaldet ist. Seitentäler gaben nun auch Einblicke frei auf die Fünf- und Sechstausender, die uns von Bildern schon bekannt waren. Durch einen solchen Seitenblick entdeckten wir dann auch unsere Ziele und konnten so den Fahrer in den letzten Weiler zurückbeordern, der tatsächlich das von uns gesuchte Ishmurgh war...

Hansjürg Wetter

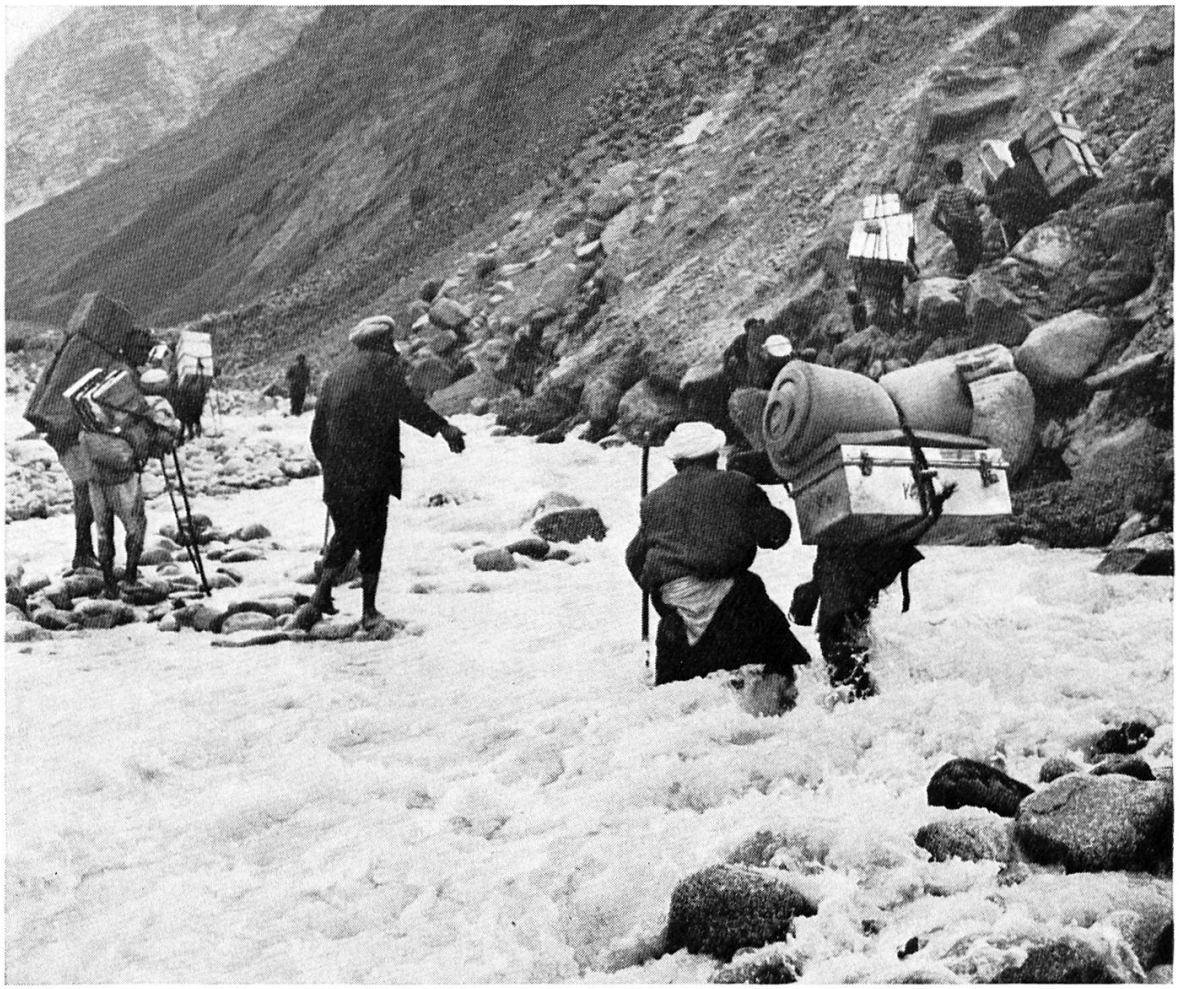
Unsere Träger aus Ishmurgh

«Geht ihr ins Ishmurgh-Tal?» «Wie viele Träger braucht ihr?» wurden wir von den Einheimischen aus Ishmurgh immer wieder gefragt, als sie uns spontan beim Abladen des Lastwagens halfen. Nur zu bald wurde klar, dass die Lohnverhandlungen mit dem Dorfchef Bul-Bul sehr langwierig sein würden, obwohl das Interesse der Bevölkerung, Trägerdienste zu leisten, offensichtlich war. Bul-Bul verlangte 500 Afghanis (25 Fr.) pro Tag und Träger. Wir wussten, dass vor einem Jahr noch Preise von 120–150 Afs. bezahlt worden waren. Als die Verhandlungen auf einem ersten Tiefpunkt angelangt waren, zeigten wir den Leuten das Photobuch der tschechischen Expedition. Einige der Leute erkannten sich und hatten eine Riesenfreude. Während einer der eingeschalteten Verhandlungspausen hörte man aus dem Dorfe laute Männerdiskussionen. Immer wieder belogen die beiden Parteien einander schamlos: «Wir haben gar nicht soviel Geld, wie ihr verlangt.» – «Wir gehen ins Nachbardorf, dort kommt morgen eine andere Expedition, wir arbeiten für die.» – «Wir verlegen unsere Expedition in ein anderes Seitental und nehmen die Träger aus dem Nachbardorf.» Wir verstiegen uns sogar zu der Behauptung, dass wir unsere zwei Tonnen Material allein schleppen würden. Auf unsere Bemerkung, dass ein Professor in Kabul nur halb soviel verdiene, wie sie verlangten, antworteten sie: «Mit Studenten sprechen ist auch nicht so anstrengend wie das Tragen einer Last.» Am Nachmittag des folgenden Tages einigten wir uns auf einen Taglohn von 170 Afs. (Fr. 8.50) ohne Bakschisch (Trinkgeld).

Nach der Einigung numerierten wir die Träger mit einem Filzstift am Oberarm und verteilten unter den kontrollierenden Blicken der Dorfvorsteher genau bemessene Portionen von Mehl, Reis, Zucker und Tee. Kunstvoll wickelten sie das Essen sorgfältig in den am Boden ausgelegten Turban. Am nächsten Morgen um 10 Uhr waren auch die Lasten (22–25 kg) auf die achtzig Träger verteilt. Jeder band sich den Sack oder die Kiste mit einem Stück Seil auf den Rücken, wobei der hinaufgerollte Schaffellmantel den Rücken gegen die schar-

fen Kanten der Blechkisten polsterte. Vierundzwanzig Traglasten blieben vorläufig zurück und sollten gemäss Abmachung von tüchtigen Trägern noch am gleichen Tag gegen Bezahlung eines doppelten Taglohns geholt werden. Eigentlich ist es erstaunlich, dass wir nicht schon jetzt merkten, dass ein faules Spiel mit uns gespielt werden sollte: Als Tagesetappe war Tshangall vorgesehen, ein kleines Wäldchen, in dem auch die tschechische Expedition ihre erste Nacht verbracht hatte. Dieses Wäldchen war aber schon nach dreistündigem Marsch erreicht, und ehe wir mit Hilfe des Dolmetschers ein Wort sagen konnten, waren die Afghanen im Unterholz verschwunden, buken Brot und rauchten Opium, wie wir später feststellten. Unser Dolmetscher, der Student Hazrad aus Kabul, musste während der zähen Verhandlungen über den Weitermarsch wieder die ganze Sammlung von Anschuldigungen und Drohungen hin und her übersetzen. Gegen 4 Uhr erzwangen wir den Weitermarsch, der ein jämmerliches Ende nahm: Jürg hatte oberhalb des Waldes eine Talenge entdeckt, wo ein Seilgeländer eingerichtet werden musste, damit die Träger mit ihren wackligen Lasten nicht in den reissenden Fluss fallen würden. Als Bul-Bul mit der Spitzengruppe die Enge erreichte, liess er sich nicht von der Zweckmässigkeit des Seilgeländers überzeugen, zog die Gummischuhe aus und stürzte sich wie ein wilder Stier ins Wasser, die ganze Horde von Trägern mit sich reissend. Als ihm dann von rollenden Steinen der grosse Zehennagel abgerissen wurde und er jammernd auf einem Stein sass, war das Chaos vollständig. Entmutigt liessen wir die Lasten stehen und trotteten ins gastliche Wäldchen zurück.

Schwierige Passage vor Tshangall



Dies war der Tiefpunkt in den Beziehungen zu den Trägern. Am nächsten Tag bewältigten alle bis auf einen Mann mit Herzfehler, den wir zurückschickten, die grosse Etappe bis ins ehemalige Basislager der Tschechen auf 4000 m. Bul-Bul zeigte dabei einen ungeheuren Einsatz trotz eingebundener Zehe. Es wurde uns klar, dass sich die Träger nur dank seiner Autorität einsetzten. Es ist erstaunlich, wie hierarchisch die Gesellschaft in diesen Dörfern gegliedert ist. Bul-Bul bestimmte für das ganze Dorf den Lohn, bestimmte diejenigen, die den zweifachen Taglohn erhalten würden, trieb die Leute an und liess sich jeweils Brot und Tee von seinen Gefährten bringen. Aber er überwachte anderseits auch die Auszahlung und verlangte während der nächsten Tage energisch zusätzliche Nahrungsmittel für seine Leute. Im allgemeinen ist der reichste Mann im Dorf zugleich auch Vorsteher. Es ist leicht auszudenken, wie in vielen Fällen diese Machtstellung zur persönlichen Bereicherung ausgenützt wird, insbesondere bei der Verteilung von Nahrungsmittellieferungen der Regierung und der Entwicklungshilfe.

In den nächsten drei Tagen schleppten die dreissig stärksten Träger unsere Lasten über den Gletscher auf 4500 m, wo wir das Basislager einrichteten. Mit einer erstaunlichen Sicherheit durchstiegen diese Träger lockere Moränenhalden, ohne ihre in den Pneuschuhen schlecht geschützten Füsse zu verletzen. Die besten Träger liefen sogar um die Wette, so dass wir ohne Lasten Mühe hatten, ihnen zu folgen.

Als uns diese dreissig Träger nach der Auszahlung verliessen, wussten wir, dass wir nicht um den Rücktransport in zwei Monaten bangen mussten. Bul-Bul fühlte sich für unser Wohlergehen verantwortlich und besuchte uns alle zehn Tage im Basislager. Nach einem allseitigen «Schalom, Chubasti» («Gott mit dir, wie geht's?) ass er sich satt und nahm mit seinem Begleiter die leeren Konservendosen ins Dorf. Für den Rückmarsch holte Fredy die Träger aus dem Tal. Jetzt, ohne Dolmetscher, kamen wir den Wakhani näher. Rückblickend ist für uns die Zusammenarbeit mit diesen Bergbauern ein wichtiger und befriedigender Teil der Expedition. Wir waren darum auch froh, den Trägern einige hundert Kilo Esswaren zurücklassen zu können.

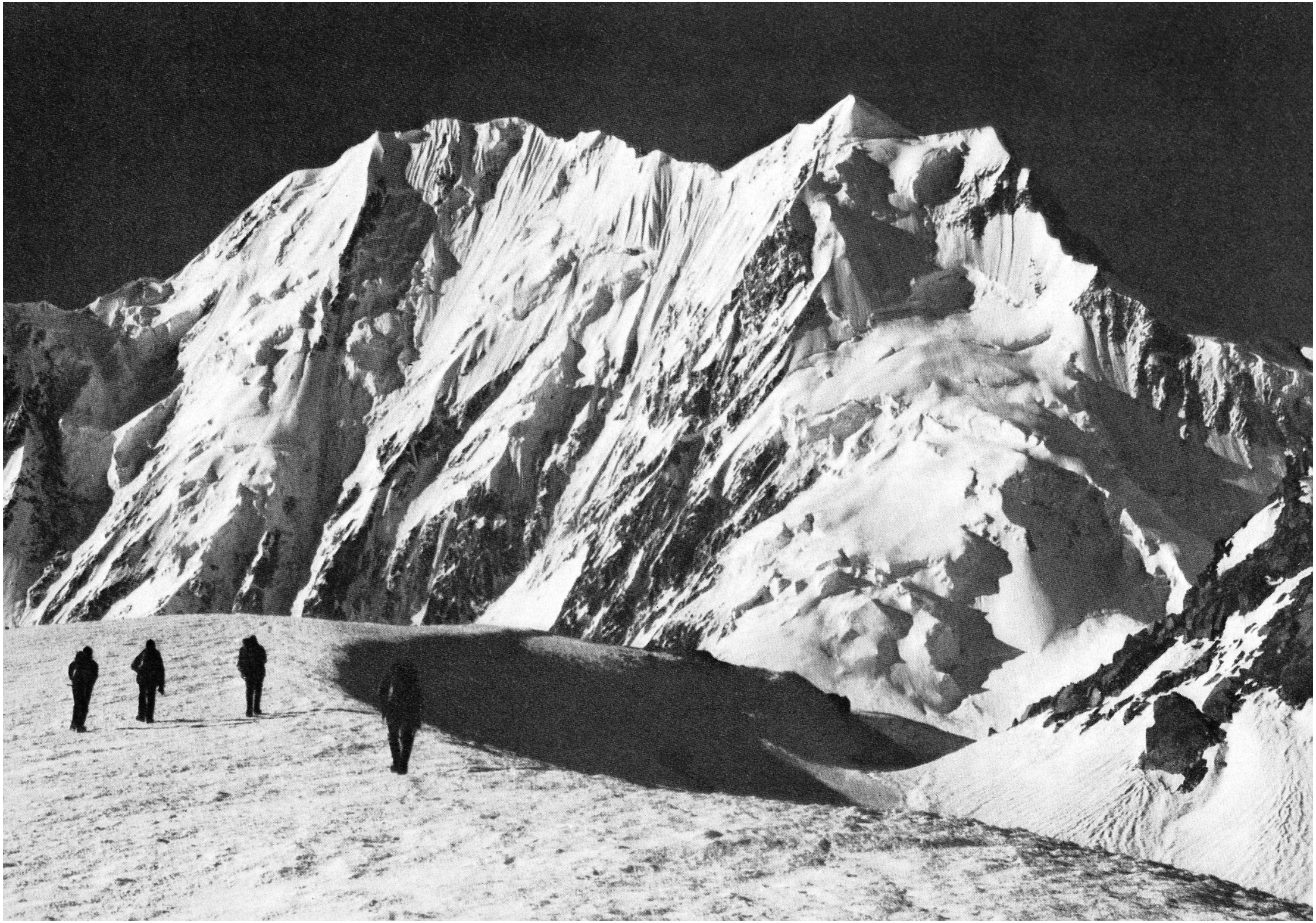
Arnold Frauenfelder

Eine Nacht im Hochlager

Die Sonne ist untergegangen. Waren wir vor kurzem noch alle mit kleinen Arbeiten rings um den Biwakplatz beschäftigt – zwei, die sich beim Bau einer Windschutzmauer aus Schnee rund um die Hiebeler-Zelte ablösten; Walti, der dabei war, ein Lebensmitteldepot für Margarine, Speck und das Mostbröckli zu bauen –, so verkrochen sich nun nach und nach alle ins Zelt. Ich bin noch damit beschäftigt, einen der beiden Gaskocher zu reparieren, während auf dem andern der letzte Nachttrunk zu kochen beginnt. «Gibt es noch ein wenig Tee?» fragt eine Stimme aus dem Zelt. «Hier». Ich reiche den Becher der Bordeflasche durch den runden Eingang.

Auch ich bereite mich nun für die Nacht vor: Zuunterst in meinem Rucksack sollten sich in einem Haushaltbeutel noch ein Paar lange Unterhosen finden

Kohe Uparisina, 6200 m



lassen – letzte Nacht im Lager II diente mir das Säcklein mit der Reservewäsche als Kopfkissen, hier oben ziehe ich es vor, diese Sachen dorthin zu tun, wo sie hingehören. Das ist schnell gesagt, in Wirklichkeit muss ich da eine ganze Reihe von Unannehmlichkeiten auf mich nehmen – mich schaudert. In Gedanken sehe ich Peter, im Begriffe sein wollenes Leibchen über den nackten Oberkörper zu streifen – dazu viel Aufhebens und Gestöhn, wie um uns auf seine heroische Tat aufmerksam zu machen. Ich selber habe im Moment keine Zuschauer mehr, was alles nur viel schwieriger werden lässt. Wie erwartet, verliere ich beim Anziehen der langen Unterhosen das Gleichgewicht, muss alles fahrenlassen und stehe keuchend im eiskalten Pulverschnee – in dieser Höhe!

Das letzte abendliche Funkgespräch brachte gute Nachrichten von unseren Kameraden. Getrost kuschele ich mich in den wattigen Daunenschlafsack neben Roman, der sich bereits gemütlich eingerichtet hat.

Alles ist für den morgigen Tag vorbereitet: der Kocher in Reichweite in einem windgeschützten tiefen Loch unmittelbar vor dem Zelteingang; der Becher bereits mit Schnee gefüllt; Kricket und Taschenlampe neben dem Seil, das mir heute als Kissen dient; selbst das Morgenessen ist schon zubereitet: jedem drei Knäckebrotsandwiches, zwei mit Konfitüre und Margarine, eines mit Heidi-Käse. Das Knäckebrot bewährt sich ausserordentlich gut, da es seiner Trockenheit wegen nicht gefrieren kann.

Da muss noch etwas geändert werden: Ein Eisbuckel sticht mich mitten ins Rückgrat. «Roman, ich muss dich noch einmal stören.» – «Ja, wa isch?» tönt es etwas mürrisch. «Die Planie ist schlecht.» Keuchend setze ich mich auf, berühre dabei die Wand des Hiebeler-Zeltes, worauf ein leichter Schneefall einsetzt: Glitzernd fallen im Scheine der Taschenlampe die Eiskristalle des gefrorenen Kondenswassers von der Zeltdecke. Unangenehm so etwas: zuwenig Luft, kalt von unten her, nicht viel wärmer von oben und zum Überfluss noch Schneegestöber im Bett! Einzig Romans Rücken kann man als Heizkörper gelten lassen. Wir pressen uns jetzt enger aneinander.

Man hätte doch Mädchen mit auf diese Expedition nehmen müssen; wieviel besser liesse sich so die Kälte ertragen! Eine ganze Weile schlage ich mich mit solch angenehmen Gedanken herum und merke nicht, wie dabei die Zeit verrinnt. Im Zelt nebenan regt sich etwas: wohl einer auf der Suche nach Schlaf- oder Kopfwehtabletten. Roman scheint sie nicht nötig zu haben: Im Fünftakt schnauft er sich durch die ganze Nacht hindurch – auf vier kaum wahrnehmbare Atemzüge folgt ein tiefer, weit ausgeholter.

Während der verschiedenen Biwaks habe ich mir eine besondere Einschlafmethode angeeignet: Versuche dich auf etwas ganz Schönes zu besinnen und in diese Erinnerungen zu versinken! Heute will es mir jedoch nicht recht gelingen, denn der kommende Tag beschäftigt mich: Wird der Monsun einbrechen und Schnee bringen? Hoffentlich reicht es uns bis zum Gipfel! Nicht vergessen, einige Photos zu machen. Ich freue mich ob des Gedankens, im folgenden Winter in der warmen Stube erzählen zu können: «Auf diesem Dia sehen wir..., es war scheusslich kalt..., etwa minus... und extrem steil..., nur dank eisernem Willen..., mit letzter Kraft..., ein hehres Gefühl..., umarmten einander ohne Worte, Bergwelt.»

Ich muss selber ein wenig lachen – diese Alpinisten: «Wo habe ich dich nun schon gesehen, dein Gesicht kommt mir bekannt vor.» So pflegen sie ein Gespräch zu beginnen. «Warst du nicht damals in der Badilewand?» – «Wann meinst du? Kann nicht sein, damals war ich gerade am Bonatti-Pfeiler – aber mir ist am Eiger...»

«Kann nicht sein», werde ich nächsten Sommer in der überfüllten Hütte bescheiden, aber nicht allzu leise sagen, «da war ich im Hindukusch.»

Mich lächert es erneut, zugleich ärgern mich diese Gedanken. Ist doch vielfach eine ungesunde Angelegenheit, dieses Klettern. Von Nichtbergsteigern wird man für mutig gehalten, das steigt in den Kopf, neue Touren werden unternommen, vom Stachel des Ehrgeizes getrieben, ohne sich ehrlich zu fragen: Habe ich denn wirklich Freude daran? Ich pfeife auf solche Unternehmungen; viel lieber als diese Sorte Alpinisten sind mir Leute, die im Alltag den Mut aufbringen, ihren Gefühlen und Auffassungen gemäss zu leben, hie und da ein Liedlein zu singen und zu lachen.

Ich glaube, ziemlich lange geschlafen zu haben. Obschon ich weiss, dass uns um 3 Uhr mein Armbandwecker daran mahnen wird, den Kocher in Betrieb zu setzen, kann ich es nicht lassen, das Leuchtzifferblatt nach den beiden Zeigern abzusuchen; wohl hab' ich mich noch nicht ganz mit der orientalischen Mentalität abgefunden! Hier, die Leuchtmarke des kleinen Zeigers – liegt er zwischen 2 und 3 Uhr oder zwischen 1 und 2? Ist doch immer dasselbe; ich muss die Uhr erst genau ausrichten und dann die Stiche abzählen: Es lohnt sich durchaus, noch eine neue Schlafstellung ausfindig zu machen. Auf dem Bauch, der viel besser gegen die aufsteigende Kälte isoliert als die dünne Gewebeschicht am Rückgrat, kann ich wieder Ruhe finden. – Wie absurd, in einem der unwirtlichsten Winkel der Erde, zwischen China, Russland und Pakistan, auf 6000 m Höhe zu steigen und zu frieren. Kann das wohl ein vom Hunger geplagter Afghane verstehen?

Also denn, nehmen wir dieses Stündlein Schlaf noch in Angriff! Hoffentlich wird sich das Wetter halten!

Der Wecker schrillt. Im Zelt nebenan rührt sich schon etwas. «Guten Morgen», rufen wir uns gegenseitig zu. Den Kopf zum Zelt hinausgestreckt, empfängt mich ein kalter Hauch; der Himmel ist bedeckt. Wir müssen schnell aufbrechen, der Monsun will uns den Gipfel streitig machen.

«Wo ist das Feuerzeug?» Die Kocher surren. «Hier, Roman, dein Mars-Stengel und die Sandwiches, der Tee ist bald bereit.»

«Das Wetter wird nicht besser heute», denke ich. «Hinaus vor das Zelt, die Steigeisen anschnallen und weiter hinauf!» Wir müssen uns beeilen – es geht um den Gipfel.

Jürg Reinhard

Lunkho-i-Kuchek

Vor zwei Tagen haben wir Ishmurgh verlassen. Peter, Walti und ich suchen als Spurpatrouille einen Weg durch Moränen und Blockfelder in unser Basislager. Vor uns liegt eine gewaltige Kette von Sechstausendern. Zum ersten Mal taucht hinter dem Ariana der Lunkho-i-Kuchek auf, unser Hauptziel, das wir bis jetzt nur aus den Berichten früherer Expeditionen kannten. Werden wir den Gipfel erreichen? Die Tschechen – sie versuchten es vor einigen Jahren – wurden abgeschlagen, entgingen knapp dem Lawinentod.

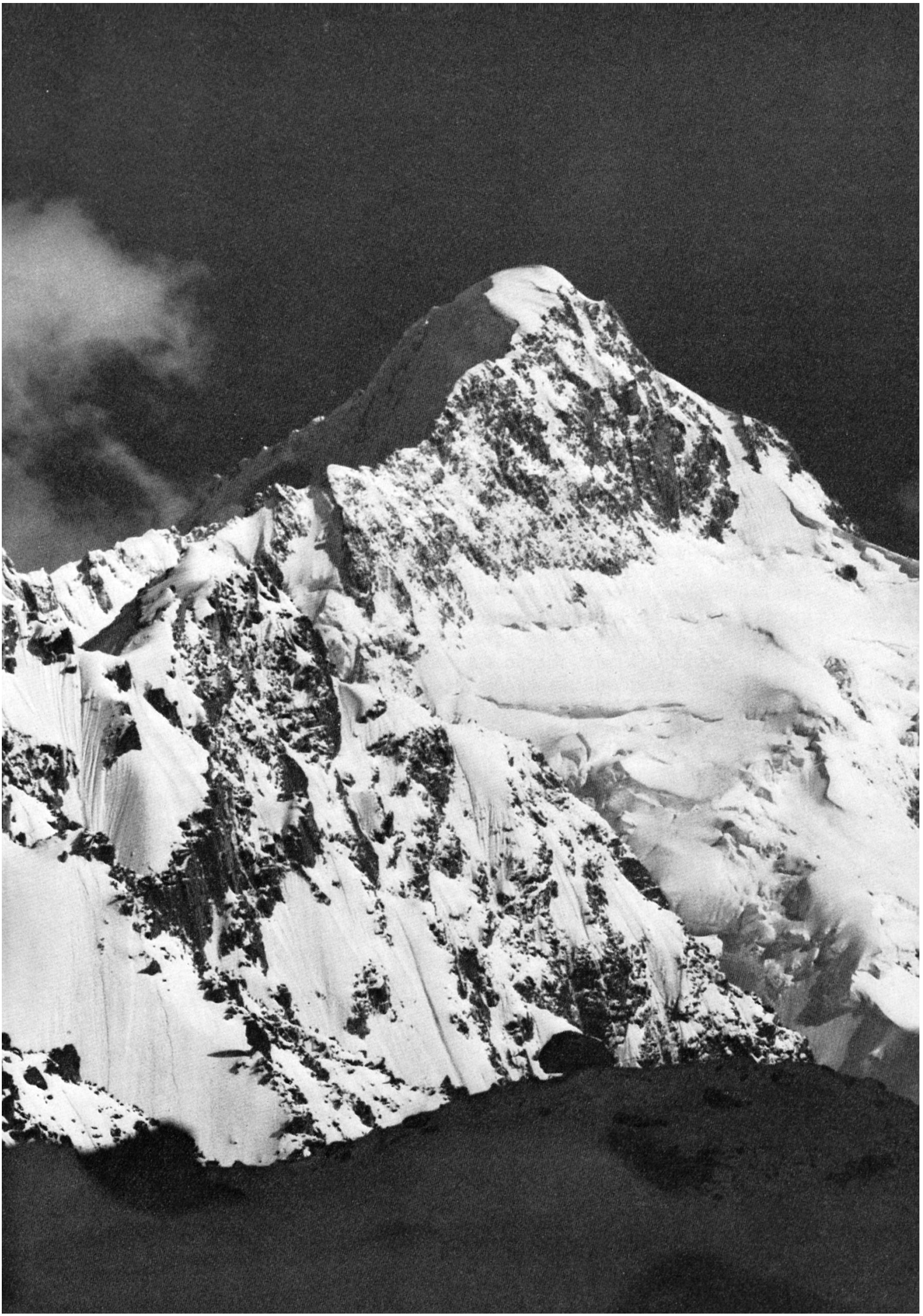
1. August, genau acht Wochen unterwegs! Ich glaube, wir alle sehnen uns ein wenig nach Hause zurück. Langsam begreife ich, dass die meisten Hindukusch-Expeditionen nur fünf bis sechs Wochen dauern. Doch das Wetter ist gut,

und wir fühlen uns fast verpflichtet, trotz Bundesfeiertag und Heimweh etwas zu unternehmen. So steigen am Morgen, nicht allzu früh, Walti, Peter, Noldi und ich gegen den Lunkho-Grat auf und finden einen guten Platz für das Hochlager. Es liegt unter dem Grat, der zum Lunkho-Sattel führt, bei einer Steininsel, direkt auf dem Gletscher. Wir sollten eigentlich die Spurpatrouille bilden und morgen den Grat, der vor uns steil in den blauen Himmel führt, in Angriff nehmen. Aber ausgerechnet Peter, der uns am meisten zum Aufbruch gedrängt hat, hat sein Seil vergessen. So warten wir auf die anderen, die mit weiterem Material nachkommen, und hoffen, dass sie ein Seil übrig haben. Wir versuchen uns, ohne Erfolg, vor der brennenden Sonne zu schützen, die uns noch den letzten Rest von Energie nimmt. Dann tauchen die anderen auf. Sie sind im Gegensatz zu uns sehr aktiv, haben das Hausinnenzelt in Kürze aufgestellt und ziehen wieder ab. Nach langem Hin und Her entschliessen auch wir uns, wieder ins Basislager abzusteigen.

Am andern Tag, nach langem Ausschlafen und Durchsingen des ganzen Polyliederbuches in Fredys «Tschaikana», das Heimweh ist noch nicht ganz überwunden, wird eine neue Mannschaft zusammengestellt. Peter, Walti, Jürg und ich brechen in der angenehmen Abendkühle auf und biwakieren im neuerrichteten Hochlager. Jürg hat Daunenhose, -jacke und -schlafsack mitgenommen; er glaubt offenbar an einen Kälteeinbruch.

Die Steigeisen knirschen auf dem harten Firn, wir gewinnen rasch an Höhe, 300 Meter in einer Stunde – fast wie in den Alpen. Doch dann die Ernüchterung: in der zweiten Stunde ebenso viele Höhenmeter, aber mit zehnfacher Anstrengung. Auf dem Grat sinken wir knietief, manchmal auch bis zur Hüfte ein. Doch Jürg ist gross im Schuss, und wir andern fühlen uns durch ihn angespornt. Langsam rückt die erste grössere Schwierigkeit in die Nähe. Wir müssen einen schwierigen Felsaufschwung überwinden. Von oben blickt uns eine tschechische Abseilschlinge entgegen: ein schlechtes Omen, wenn Leute wie Radovan Kuchar zur Umkehr gezwungen werden. Aber schliesslich sind die Schneeverhältnisse dieses Jahr nicht schlecht, und wir hoffen, dass wir nicht wie die Tschechen in eine Lawine geraten. Nach einem mühseligen Einstieg durch Pulverschnee auf Platten kommen wir flott vorwärts, lassen aber für späteren Nachschub ein fixes Seil hängen. Nach einer ausgiebigen Rast, die Sonne ist eben aufgegangen, nehmen wir den grossen Steilaufschwung in Angriff. Eine harte Schneestampferei, und wir befinden uns in einer kleinen Scharte. Dann eine Seillänge Pulverschnee auf Blankeis, wieder das ohnmächtige Einsinken – hier wurden die Tschechen heruntergespült –, und wir befinden uns stark ermüdet direkt unter den grossen Eisabbrüchen, die wir schon von unten als Hauptschwierigkeit eingestuft hatten. Nach kurzem Ausruhen besprechen wir unsere Lage. Alle sind beeindruckt von der Grösse der Eisabbrüche, die vor uns aufragen. Wären wir in den Alpen, würden wir schnellstens aus dieser Gefahrenzone verschwinden. Aber wir wissen seit einigen Wochen aus eigener Erfahrung, dass das Eis im Hindukusch viel ruhiger ist als in unseren Bergen. Trotzdem bleibt ein beklemmendes Gefühl. Jürg und ich versuchen, einen Weg zu finden, geben aber nach zwei Seillängen auf, da Jürg behauptet, bereits in die zweite Spalte gefallen zu sein. Die Sonne und der tiefe Neuschnee haben ihre Wirkung nicht verfehlt, der letzte Rest von Energie ist verschwunden. Resultat: Wir biwakieren direkt unter den haushohen Wänden des Gletscherabbruches, hinter zwei kleineren Eisbrocken, von deren Schutzwirkung wir uns gegenseitig zu überzeugen versuchen. Ich leide grauenhaft unter

Lunkho-i-Kuchek, 6340 m



der stechenden Sonne, im Gegensatz zu Jürg, der fast den ganzen Nachmittag im Hiebeler-Zelt schlafen kann.

Tags darauf brechen wir früh auf und finden einen günstigen kurzen Weg durch den Eisabbruch. Immer wieder sind wir beeindruckt von der mächtigen Kulisse der Sechstausender, die uns umgibt. Rechts von uns die steilen, 1500 Meter hohen Nordwände, von denen von Zeit zu Zeit mächtige Eislawinen in die Tiefe stürzen und sich unten in flaumige, lockere Wolken auflösen, welche noch weit in den Gletscherkessel vorstossen. Weiter gegen Norden steht der majestätische Hevad-Gipfel in den ersten Morgenstrahlen. Von jenseits des Oxus grüssen die Siebentausender des russischen Pamir zu uns herüber. Es ist kalt. Unsere bewährten Dreifachschuhe haben Mühe, gegen den lockeren, knietiefen Pulverschnee aufzukommen. Der schwierigste Abschnitt ist überwunden, der Weg zum Lunkho-Sattel liegt offen vor uns. Langsam tauchen die Gipfel Pakistans vor uns auf. Ketten namenloser Fünftausender liegen unter uns und schützen uns vor dem Monsun, der immer wieder versucht, unser Unternehmen zu stören.

Die anderen sind inzwischen auch nicht müssig geblieben. Gestern waren sie, wie sie über Funk mehrmals betonten, mit schweren Lasten ins Hochlager aufgestiegen und haben heute morgen einiges an Essen und Material kurz nach dem fixen Seil, das wir gestern in den Grat gehängt hatten, deponiert. Fredy hatte wieder Mühe mit der Höhe. Nöx verbietet ihm kategorisch, in Höhen über 5000 aufzusteigen. Schade!

Wir steigen nach kurzer Rast im Sattel wieder ab und können dank dem Nachschub unserer Kollegen ein herrlich warmes Biwak einrichten. Am nächsten Morgen sind wir nach vier Stunden bereits wieder im Lunkho-Sattel. Nach kurzer Rast brechen Jürg und ich auf, um den ersten Steilaufschwung zu erklimmen. Anfänglich kommen wir gut vorwärts. Doch dann wird es steiler, und ich beginne plötzlich etwas zu rutschen. Erstaunt stelle ich fest: Pulverschnee auf Blankeis! Ich schraube alle paar Meter und kann schliesslich mit Mühe und Not einen Stand im Fels einrichten. Jürg kommt nach und hackt während der nächsten Stunde mit seinem scharfgeschliffenen Pickel eine Querpassage in die steile Wand. Wieder ein Stand im Fels, und Jürg klettert noch eine Seillänge im durchsetzten Gelände. Er als Bergführer meint, er müsse weiterhin führen, er glaubt sich verantwortlich für mich. Doch ich bin das ewige Warten an den Ständen satt und fühle mich den Schwierigkeiten gewachsen. Allerdings bekomme ich alle Hände voll zu tun: eine schwierige Seillänge in schneedurchsetztem Fels. Ich muss einige Haken einschlagen und bin gezwungen, ständig Felsbrocken, die nur auf dem Eis festgefroren sind, als Tritte und Griffe zu benützen. Ich habe Glück, sie halten alle, und ich erreiche, nicht ohne einige Angst und ganz ausser Atem, den ersten Grataufschwung, 6150 m. Jürg kommt nach, und wir beschliessen, ein fixes Seil einzuhängen. Wir haben sechs Stunden für 150 Meter Höhendifferenz gebraucht. Das Klettern in den oberen Schwierigkeitsgraden ist in dieser Höhe unheimlich zeitraubend. Ermüdet steigen wir zu Walti und Peter ab, die das Biwak eingerichtet haben.

Nach kurzer Ruhe, Walti weckt uns bereits um halb drei, beginnen wir zu kochen. Das Wetter ist schlecht. Jürg und ich sind noch müde von gestern und versuchen den Aufbruch so lang wie möglich hinauszuzögern. Vor allem ich, denn ich habe starke Kopfschmerzen. So brechen wir erst um halb sechs auf. Der Himmel ist durchgehend mit einer grauen Wolkenschicht bedeckt. Eine zweite hängt unter uns im Tal und wird sich bald mit der ersten vereinigen. Dazu überall verstreute Wolkenfetzen in den Fels- und Eiswänden. Monsun. Wir versuchen es trotzdem. Die ersten Seillängen sind sehr zeitraubend, da wir praktisch

in einer Viererseilschaft gehen. Schliesslich beginnt es zu schneien. Jürg und ich sind bereits auf dem Grat. 10 cm Neuschnee. Wir beschliessen, sofort umzukehren. Nach einer Stunde sind wir in der Lücke, packen unsere Säcke und brechen auf. Die Hänge unter uns werden langsam lawinenträchtig. Wir müssen wieder an die Tschechen denken. Wir kommen ohne Zwischenfall bis fast zum Hochlager. Da geschieht es: Übermüdung und die Freude, den gefährlichen Hängen ohne Schaden entronnen zu sein, machen uns unvorsichtig. Wir ziehen die Steigeisen aus! Walti und Peter beginnen mit dem Abstieg über das letzte steile Firnfeld. Plötzlich rutscht Walti aus, versucht vergeblich mit dem Pickel zu bremsen, reisst Peter aus dem Stand, beide sausen den Hang hinunter. Sie haben Glück: Walti bleibt auf einer Schneebrücke, mitten auf einem Spalt, sitzen; Peter fliegt über ihn hinweg, und nach zweifachem Aufschlag nimmt sein Sturz ebenfalls ein glückliches Ende. Abgekämpft und etwas enttäuscht erreichen wir einige Stunden später das Basislager, wo es regnet.

Fünf Tage später. Walti, Peter und ich stehen auf dem Lunkho-Gipfel. Von Süden und Osten drückt eine gewaltige Nebelbank gegen Norden, hüllt uns zeitweise ein, stösst vor, gleitet wieder zurück, hie und da ein kräftiger Windstoss, aber wir lassen uns nicht beeindrucken. Vergessen die Mühsal, vergessen die halberfrorenen Füsse. Wir freuen uns über den harterkämpften Sieg. Wenig später stossen auch Nöx und Jürg zu uns – jetzt eine Gipfelphoto mit Schweizer Fahne, einige Haken in einen Felsen, eine letzte genaue Untersuchung, ob wir denn auch wirklich auf dem Gipfel seien, und dann machen wir eine ausgiebige Rast. 2000 Meter tiefer schlängelt sich der Lunkho-Gletscher gegen Norden. Irgendwo im Moränenlabyrinth erahnen wir das Basislager, von wo aus unsere Kollegen gratulieren. Meine Gefühle bleiben nicht lange unbeschreiblich, ich habe wieder das bekannte Höhenkopfweh und ärgere mich auch ein wenig, dass mir der Nebel meine Messungen mit dem Kompass verdirbt. Es ist warm. Besonders Jürg freut sich darüber, musste er sich doch während des Aufstiegs mehrmals von Nöx die Füsse auftauen lassen. In nur zwei Tagen haben wir den Gipfel bezwungen: eine grauenhafte Schneewühlerei durch wechselhaftes Wetter und grosse Kälte, aber von Erfolg gekrönt.

Seit einem Tag bin ich mit den Trägern unterwegs, auf dem Abstieg. Bul-Bul, der Dorfchef, führt mein Pferd. Die Trägerkolonne vor mir ist bereits ins Haupttal eingebogen. Ein letztes Mal schaue ich auf die gewaltige Kette zurück: Uparisina, Spartakiada, Lunkho-i-Kuchek, Ariana. Ich sehe das wohlbekannte Geröllfeld vor mir, die ersten Blumen, den Wald und spüre die sommerliche Wärme. In vier Wochen sind wir zu Hause in der Zwangsjacke der wohlgeordneten Zivilisation.

Roman Boutellier

Basare, Büros und Beamte

Badakhshan

Wir erreichen Khandud, den Hauptort des Wakhan-Tales. Khandud ist zugleich Markt- und Handelsplatz für die paar Dörfer im Wakhan-Tal. Auf die Frage an unsere Träger, wo denn die von ihnen verwendeten Gebrauchsgegenstände herkämen, hatten uns jene stets die Auskunft gegeben: «Basar Khandud.» Das sagten sie jeweils mit einem Ausdruck der Ehrfurcht vor diesem gros-

sen Marktplatz. Wir sind deshalb sehr gespannt, diesen sagenhaften Basar zu sehen, wo man sozusagen «alles» kaufen kann. Zugleich brennen wir nach unserem siebenwöchigen Aufenthalt im Gebirge darauf, wieder das lebendige Treiben eines orientalischen Basars zu erleben.

Die Wirklichkeit stimmt mit den Aussagen unserer Träger nicht ganz überein. Etwa zehn bis fünfzehn zimmergrosse Verkaufsläden bilden den Kern dieses Basars. Fast jede dieser Buden führt dieselben Waren: Zündhölzer, Vorhängeschlösser, Reis, Tee, Zucker, Taschenlampen aus China, alte westliche Kleider und Früchte. Ab und zu werden auch einige importierte Fleisch- oder Trockenmilchkonserven angeboten, die nicht recht in das übrige Sortiment passen, können doch die armen Bewohner dieses Tales den Inhalt der Konserven kaum zubereiten. Ansätze einer Spezialisierung finden sich lediglich beim Bäkker, der asiatisches Fladenbrot verkauft, und beim Metzger, der einige an rostigen Haken aufgehängte und mit Fliegen bedeckte Fleischstücke feilhält. Jedesmal, wenn man eine Ware wünscht, die hier nicht zu finden ist, wird einem mit demselben Ausdruck von Ehrfurcht, wie ihn unsere Träger vor Khandud empfanden, gesagt, in Ishkashim, dem nächstgrösseren Ort in Richtung der Hauptstadt Kabul, könne man diese Ware bestimmt finden.

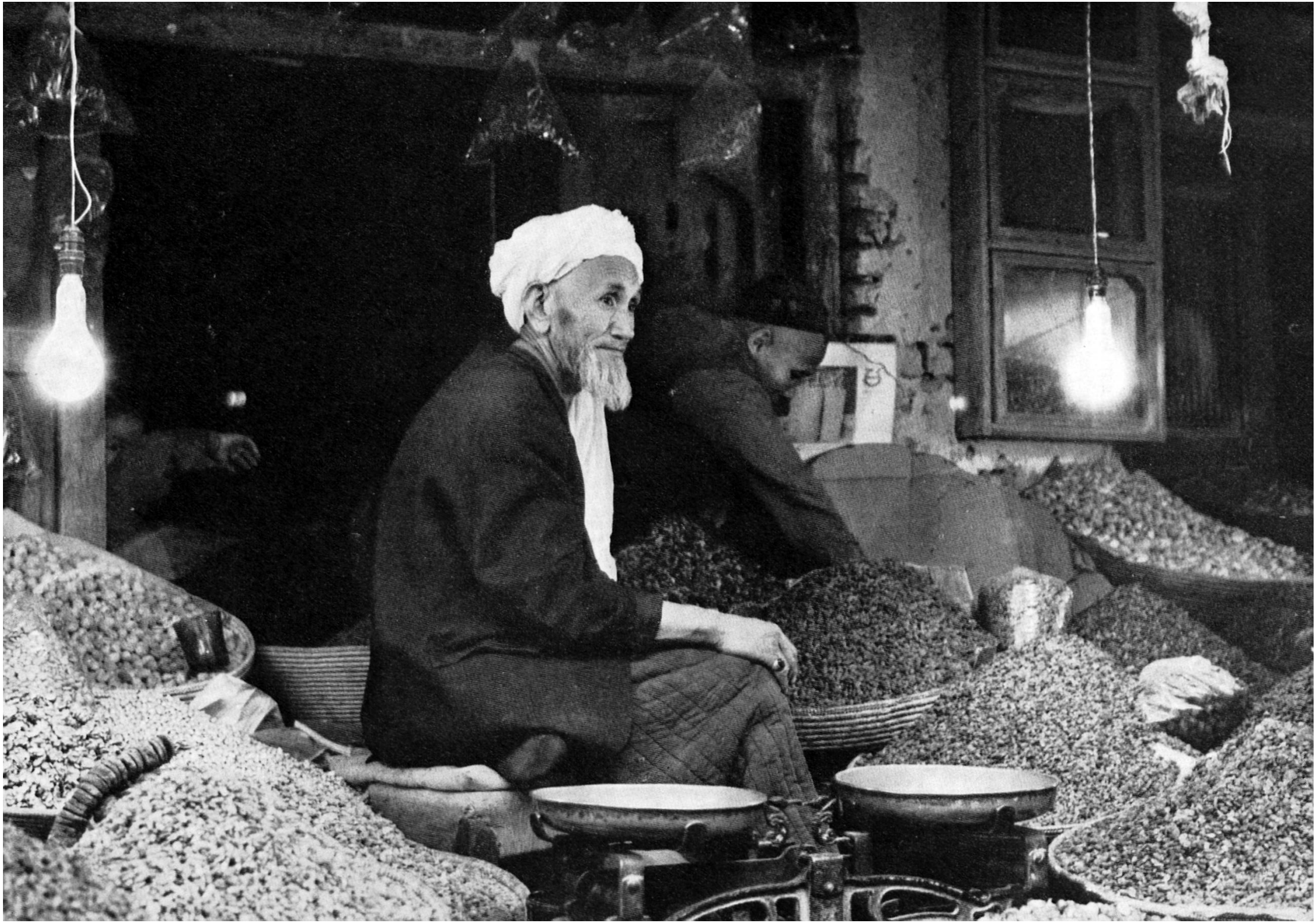
Nach einer Tagesreise über holprige Strassen erreichen wir Ishkashim. Da unser Lastwagenfahrer etwa vier Stunden braucht, um Benzin zu beschaffen, haben wir reichlich Gelegenheit, das Dorf näher zu betrachten. Man hat auch wirklich das Gefühl, der Zivilisation ein gutes Stück näher gerückt zu sein. Das äussert sich in den relativ sauberen Tschaikanas (Teestuben) und den mit noch mehr Importwaren versehenen Läden. Auch herrscht auf der «Hauptstrasse» von Ishkashim reger Lastwagenverkehr, fahren doch innerhalb dieser vier Stunden drei Lastwagen vorbei.

Hier werden dem Käufer bereits verschiedene Teesorten angeboten. Wenn man bedenkt, dass wir noch fünf mühsame Tagereisen von der Hauptstadt entfernt sind und Afghanistan den gesamten Teebedarf durch Importe aus Indien, Pakistan oder China decken muss – eine erstaunliche Leistung. Auch in Ishkashim herrscht Zuckerknappheit; eine Portion Zucker kostet gleich viel wie ein Kännchen Tee. Die meisten Afghanen können sich denn auch den Zucker nicht leisten und trinken den Tee ohne Zucker.

Gegen Abend fahren wir weiter. Durch eine imposante Gebirgslandschaft geht es zunächst gegen Süden, dann gegen Westen. Die Fahrt wird nur durch den üblichen viertelstündigen Gebetshalt unterbrochen und dauert bis zum Einnachten. Am nächsten Tag erreichen wir einen Pass und fahren dann in leichtem Gefälle gegen Faizabad, die Provinzhauptstadt von Badakhshan. Die Berge treten immer weiter zurück, die Vegetation wird üppiger und die Temperatur höher. Überall werden uns Melonen und Äpfel angeboten, und der Lastwagen hält immer wieder an, um Früchtekleinhändler mitzunehmen, die ihre Waren in Faizabad absetzen wollen.

Faizabad, die Hauptstadt einer Provinz, welche flächenmässig etwa so gross wie die ganze Schweiz ist, besteht im wesentlichen aus einer etwa zwei Kilometer langen Basarstrasse. Von westlichem Einfluss ist hier wenig zu spüren, sind doch die Verkehrswege nach Faizabad für den normalen Reisenden zu schlecht. Neben einer amerikanischen Filmequipe unter der Leitung eines Ethnologieprofessors sind wir die einzigen westlich gekleideten Gäste des Ortes. Ungewollt geraten wir deshalb in eine Art Elitestellung, denn man nimmt von uns

Gewürzhändler in Isfahan



einfach an, wir seien reich und könnten alles bezahlen. Als wir deshalb zwei bei einem Händler erstandene Nomadenteppiche selber ins Hotel schaffen wollen, drängt man uns so lange, bis wir für 20 Afghanis einen Träger mieten, der geduldig hinter uns hertrottet und anschliessend dankbar seinen für europäische Verhältnisse kleinen Lohn entgegennimmt. Es ist übrigens eigenartig, wie gross das Prestige des Europäers hier ist. Zwar ist man nicht Mohammedaner, was von den Afghanen mit einem leichten Bedauern zur Kenntnis genommen wird. Wenn sie aber erfahren, man sei Christ («Massihi»), dann hört man einen Ton von Hochachtung heraus. Den Kommunisten bringt man hier wenig Sympathie entgegen, mit der einfachen Begründung, sie seien Nichtmohammedaner. Die Verachtung des einfachen Mannes von der Strasse für Russland scheint vorwiegend religiös motiviert zu sein.

Auch hier sieht man die eigenartige Mischung zwischen einfachen handwerklichen Erzeugnissen und westlichen oder chinesischen industriellen Produkten. Die Integration dieser Produkte in das Leben der Bevölkerung gelingt nicht ohne weiteres. So kommt es teilweise zu einer unbegründeten Überbewertung solcher Erzeugnisse gegenüber den eigenen Produkten. Plastic wird beispielsweise mehr geschätzt als Leder. Ein Transistorradio bedeutet ein halbes Vermögen.

Kabul

Diese Hauptstadt ist eine Hauptstadt im wahrsten Sinne des Wortes. Die Fäden des ganzen Landes laufen hier zusammen. Alles ist nach Kabul orientiert – wohl eine Folge des zentralistischen Regierungssystems. Hier kommen wir mit Händlern und Beamten in Kontakt, denn wir haben verschiedene Formalitäten zu erledigen.

Eine erste Aufgabe besteht darin, unser Gepäck beim Zollamt abzufertigen. Wir haben Glück, denn die deutsche Transportfirma, die unsere Kisten transportiert, stellt uns einen Dolmetscher zur Verfügung. Dieser spricht erstaunlicherweise deutsch und, was noch wichtiger ist: er weiss, wen man bestechen muss, damit überhaupt gearbeitet wird. Das Bestechen ist nicht so einfach, wie wir uns es vorgestellt haben. Gibt man dem falschen Beamten das Geld, so tritt keine Wirkung ein. Zudem läuft man Gefahr, einen subalternen Beamten zu erwischen, was dann den höheren erzürnt. Der Entscheid, wer der höhere zuständige Beamte ist, fällt einem Aussenstehenden schwer, denn es wimmelt nur so von Zollbeamten, die, wie uns scheint, wahre Sisyphusarbeit verrichten. Stück um Stück bringt uns unser Mittelsmann mit gezielten «Beiträgen» der endgültigen Zollabfertigung näher. Wir treffen auf einem Büro auch zwei ziemlich entmutigt aussehende Schweizer, die ihren Wagen hier lassen wollen. Roman bemerkt nur mitleidig, die beiden könnten hier noch lange warten, weil sie keinen kundigen Führer bei sich hätten.

Ausserdem müssen wir versuchen, unser afghanisches Geld in Dollars umzutauschen. Als wir deshalb auf der Staatsbank fragen, ob wir unsere 70000 Afghanis verkaufen könnten, verweist man uns mit einer selbstverständlichen Miene auf den schwarzen Markt. Afghanis hat die Staatsbank offenbar genug, man will die einmal verkauften deshalb nicht wieder zurückkaufen. Unser Wechselgeschäft beginnt – wie jedes Geschäft im Orient – mit einer sorgfältigen Marktforschung. Vorsichtig tasten wir uns, von oben beginnend, an den wahren Wechselkurs für einen Dollar heran. Wenn der Schwarzgeldhändler, deren es massenhaft gibt, zu rasch einsteigen will, ist man noch zu hoch und muss neue Verhandlungen beginnen. Zögert er jedoch, hat man gewisse Chancen, dem marktgerechten Kurs nahe zu sein. Nach etwa zehn Verhandlungen sind wir über den Kurs

orientiert und tauschen schliesslich das Geld ein. Die ganze Aktion hat beinahe einen Tag gedauert.

Kandahar

Gegend Abend, als die Hitze etwas nachgelassen hat, fahren wir in das Zentrum dieser Stadt in der Wüste. Man hat uns gesagt, Kandahar sei eine gefährliche Stadt; es seien hier mehrere Ausländer ermordet worden. Wir sagen uns, so gefährlich könne es ja doch nicht sein, denn wir hatten auf der Hinreise nichts Gefährliches entdecken können. Trotzdem haben wir nach Einbruch der Dunkelheit ein eigenartiges Gefühl, als wir durch die langen Basarstrassen wandeln. Im Gegensatz zum Basar von Kabul hört der Betrieb hier nach der Dämmerung nicht auf. Die Händler entzünden einfach ihre Öl- und Petrollämpchen. Die Stimmung ist deshalb von besonderer Schönheit: überall die flackernden kleinen Lämpchen, daneben die Waren, vor allem Früchte. Dahinter hocken dunkle Gestalten mit weissen Turbanen, die mit lauter Stimme ihre Waren anpreisen. Dazwischen weht ein starker Duft von Gewürzen, Leder und verbranntem asiatischem Fladenbrot. Wir haben das Gefühl, inmitten eines unverfälschten orientalischen Marktes zu sein. Als mein Bruder und ich in ein dunkles Hinterquartier gehen wollen, nehmen wir vorsichtshalber einen Polizisten mit. Plötzlich will er nicht mehr weiter; er sagt, das sei zu gefährlich. Wir entschliessen uns zur Umkehr, besonders weil mein Bruder wegen unserer zwei Blechköfferchen, die wie kleine Geldtresore aussehen, Bedenken hat. Die Sage, Kandahar sei eine gefährliche Stadt, hat uns wahrscheinlich in unserem Entschluss bestärkt.

Istanbul

Diese Stadt, der westliche Eckpfeiler des Orients und des Islams, bietet dem von Osten kommenden Reisenden kaum mehr ein ursprüngliches Gesicht. Fast alles ist modernisiert und westlich orientiert. Im Basar gelten fast nur noch fixe Preise. Als ich beim Kauf einer Wasserpfeife nach unserer üblichen Methode einen Drittel des verlangten Kaufpreises offeriere (wenn man mehr bietet, ist man bereits am Anfang zu hoch «drin») und zäh mit dem Händler feilsche, fragt mich dieser schliesslich erstaunt, woher ich denn käme. Als er es erfährt, macht er mir ein Kompliment für meine Verhandlungstaktik. Er gibt mir die Wasserpfeife schliesslich für einen günstigen Preis, nämlich für – wie er sagt – fünf Prozent über dem eigenen Ankaufspreis. Befriedigt ziehe ich mit meiner Wasserpfeife weiter, mit der Vermutung, trotzdem wieder einmal zuviel bezahlt zu haben.

Fredy Kölz

Die Heimkehr

In 6848 m Höhe, auf dem Gipfel des Kohe Hevad, begann unsere Rückreise. Nach mühsamer Pulverschneestapferei hatten wir erst am Nachmittag den höchsten Punkt unserer «Ausflüge» erreicht; ein letztes Mal ging unser Blick zu den Siebentausendern des zentralen Hindukusch, zu den Spitzen des Pamir und zum fernen Karakorum. Was jedoch auf unseren Abschiedstouren in uns Sehnsucht erweckte, waren nicht mehr weissgleissende Firngrate und -gipfel oder blauschimmernde Eiswände, sondern die kaum zu erkennenden winzigen Fleck-

chen Erde, wo Grün wuchs, wo selbständiges Leben möglich war. Dort zog es uns hin, davon träumend, wie wir, in Blumen liegend, dem Wolkentreiben zuschauen könnten. Wir waren daher froh, voraussichtlich nur noch eine Biwaknacht mit dem allzubekannten ständigen Schneefall vom Zeltdach her erdulden zu müssen.

Als wir dann einen Tag später die kurze Gegensteigung zum Basislager hinaufschritten, hatten wir das Gefühl, als hätten wir den wesentlichen Teil unserer Heimreise bewältigt. Am folgenden Morgen schon stiegen Fredy und ich weiter ab. Auf halbem Weg trafen wir auf Akbar und Adina mit je einem Begleiter, die nach dortiger Sitte als Untergeordnete das Reisegepäck für beide zu tragen hatten. Von Adina erfuhren wir ausführlich die neuesten Geschichten aus Ishmurgh, zudem aber auch die für uns wichtige Tatsache, dass am nächsten Tag ein Lastwagen von Khandud in Richtung Faizabad losfahren werde, denn wir hatten im Sinn, uns selbständig, das heisst ohne unseren bestellten Truck, bis nach Faizabad durchzuschlagen. Die Erzählungen Adinas waren einmal mehr kaum zu bremsen, und nur mit viel Geschick und den wiederholten Zurufen «burubachair Faizabad!» («fort nach Faizabad») gelang es, ihm verstehen zu geben, dass wir weiter müssten.

Um die Mittagsstunde hatten wir die imposante Geröllebene am Ausgang des Ishmurgh-Tales erreicht, als wir rechter Hand zwei Reiter erblickten, die rasch auf uns zukamen: Männer aus Qala-Panja waren auf dem Weg nach Khandud, und sie wollten es nicht anders, als dass wir auf ihre Pferde stiegen – deren Besitzer aber gingen zu Fuss nebenher. Nach einer halben Stunde waren wir am Dorfeingang von Ishmurgh, wir stiegen vom Pferd und spazierten zwischen üppig wuchernden Gärten zu dem Ort, wo die Besucher des Dorfes empfangen werden. In einer Baumgruppe war ein rechteckiger Platz von ungefähr drei auf sechs Meter mit Lehm erhöht; dort wurden jetzt Teppiche gelegt, auf die wir uns, nach einer freudigen Begrüssung, hinsetzten. Kurze Zeit später wurde Tschai und Nan (Tee und Fladenbrot) gebracht – wir konnten über den Abtransport des Materials aus dem Basislager verhandeln, was keine besonderen Schwierigkeiten bot. Problematischer war die Beschaffung eines weiteren Reittiers, das wir als Packpferd benötigten, weil die Leute von Ishmurgh fanden, wir müssten ausschliesslich mit Pferden von Ishmurgh reiten. Momentan sei zwar im Dorf nur ein einziges Pferd verfügbar, in etwa einer Stunde werde jedoch Bul-Bul mit weiteren Pferden zurückkommen. In asiatische Wartefristen waren wir bereits eingeweiht; so beschlossen wir, trotz des anfänglichen Protestes der Bevölkerung, das Ishmurgh-Tier zu mieten und als «gemischte Karawane» nach Khandud zu ziehen.

Der Nachmittag ging bereits zur Neige, als wir das Dorf verliessen. Das satte Grün auf dem künstlich bewässerten Schuttkegel, wo Ishmurgh liegt, wich einem fahlen Gelb von vertrocknetem Steppenhartgras.

Nach drei Stunden zog unsere Karawane in Khandud ein. Dort fanden wir, wie es Adina vorausgesagt hatte, wirklich einen Lastwagen, dessen Fahrer nach kurzer Unterredung bereit war, uns nach Faizabad mitzunehmen. In der Dorftschaikana, an der Seite von etwa zwanzig Afghanen, verbrachten wir zwei die letzte Nacht im Wakhan. Mitten in Zentralasien, unter lauter fremden, für uns schwer zu beurteilenden Menschen kamen wir uns zunächst verloren, wenn nicht gar bedroht vor, ebenso misstrauisch betrachteten uns die Einheimischen, bis mit einigen Worten und dem Austausch von etwas Schokolade gegen Fladen-

Gipfel des Kohe Hevad

brot und Maulbeeren die Spannung gewichen war. Dann fühlten wir uns wohl in der Tschaikana. In der Mitte des quadratischen, aus einem Gerüst von Holzbalken und Lehm errichteten Raumes prasselte und zischte der Samowar; wir Gäste hockten und lagen im Schein einer Petrollampe ringsherum auf dem erhöhten Teppichpodest, bis alle Geschichten erzählt waren und eine wohltuende Müdigkeit sich ausgebreitet hatte. Die Afghanen legten ihre umfangreichen Schlafdecken aus – fast das ganze Gepäck, eine schwere Last, eines reisenden Afghanen besteht aus diesen Decken – und wickelten sich darin ein. Auch wir krochen in unsere Schlafsäcke. Der volle Mond schien durch das Fensterloch, aus dem Dorf vernahmen wir nur noch das für afghanische Nächte so charakteristische Hundegebell und Eselsgeschrei.

Asien hat Zeit. Dies lernten wir am nächsten Morgen wieder mit aller Deutlichkeit. Nicht beim Morgengrauen, wie es ausgemacht war, auch nicht eine, zwei oder drei Stunden später, sondern erst gegen Mittag entschloss sich der Lastwagenfahrer endgültig, Khandud zu verlassen. Doch trotz unserer Ungeduld, bald weiter zu kommen, bereuen wir nicht, länger als erwartet dort geblieben zu sein. Das lebendige Treiben auf der Dorfstrasse wurde immer turbulenter. In Gespräche vertieft, lachend und gestikulierend gingen die Männer von Khandud die Hauptstrasse auf und ab. Bald hatte es sich herumgesprochen, dass ein «Doktar» hier sei, und die Leute kamen heran, ihre Wunden zeigend und ihre Leiden und diejenigen ihrer «Chanim» (Frau) andeutend. Ein Vornehmer führte mich eine Viertelstunde weit ausserhalb des Dorfes zu seinem Gehöft, wo seine Frau krank sei. Ich durfte in die geheimste Kammer des Hauses eintreten, wo, auf einem wunderschönen Teppich sitzend, seine im Aussehen dagegen etwas abfallende Chanim mich mit teils ängstlichem, teils demonstrativ leidensvollem Gesicht anblickte. Unter den Sperberblicken ihres Gemahls untersuchte ich sie und fand, dass sie ausser minimalen altersbedingten Veränderungen gesund war. Begreiflicherweise enthielt die Expeditionsapotheke keine Medikamente gegen solche Beschwerden; so versuchte ich, sie mit einer Verlegenheitsspritze zu beruhigen. Hoch zu Pferd ritt der Doktar wieder ins Dorf zurück. Dort drängte sich das Volk ehrfurchtsvoll den Häuserwänden entlang – ein alter Mann mit tiefgefurchtem Gesicht und schneeweisem Bart schritt, auf einen geschnitzten Holzstock gestützt, von vier Begleitern eskortiert, würdevoll auf uns zu. Das musste der Dorfälteste sein; es galt, diesen Mann kunstvoll zu behandeln, es galt, die Ehre von «Swissistan» zu retten.

Dann endlich waren wir unterwegs nach Ishkashim. Etwa auf halber Strecke erblickten wir rechts neben dem Weg ein Zelt, aus dem nach unserem Halt ein westlich gekleidetes Paar trat. Wie sich herausstellte, handelte es sich dabei um Mitglieder einer schweizerischen Urgend-Expedition, von der diese beiden, bergkrank geworden, vorzeitig ins Wakhan-Haupttal zurückkehren mussten und sich mangels eigener Lebensmittel diese von der einheimischen Bevölkerung beschafften. In Ishkashim trafen wir zwei weitere Teilnehmer dieser Expedition: Ein etwas verschrobener amerikanischer Arzt und ein Peruaner warteten auf die Rückkehr ihrer Urgend-Besteiger. Weit weg von der geliebten Zivilisation hockten sie seit Tagen in den Tschaikanas herum – ihre Aufmachung und die wenig frohen Gesichter erinnerten am ehesten an versprengte Truppen aus dem Dreissigjährigen Krieg.

Etwas oberhalb Ishkashim nahmen wir einen neuen Gast in unser Gefährt auf, einen stets freundlichen und gut aufgelegten Bauern, der auf die für uns ungewohnten Landwirtschaftsprodukte Hirse und Mohn (bzw. Opium) hinwies.

Freier als bei der Hinreise in den Wakhan konnten wir diese Fahrt genies-

sen. Schmale Strassen über Abgründen und beängstigend wacklige Holzbrücken brachten uns nicht mehr zum fluchtartigen Verlassen des nun leichteren und weniger breiten Trucks. Dennoch waren wir froh, als wir nach einer weiteren Tschaikana-Nacht am nächsten Mittag in Faizabad einfuhren. Eine Karte von Eurasien hatten wir nicht bei uns, und so glaubten wir, einmal mehr die Dimensionen verkennend, fast zu Hause zu sein. Wir freuten uns auf das Hotel Faizabad und auf den beabsichtigten Flug nach Kabul.

Inzwischen waren mit dem gemieteten Lastwagen auch die letzten drei von uns «Hindukuschisten» nach Faizabad gelangt. Roman erbot sich, als Wächter unseres Gepäcks auf dem Landweg nach Kabul zu fahren, wir andern hatten am folgenden Tag endlich in einem Flugzeug Platz gefunden.

In Kabul besuchten wir unsere Bekannten, denen wir aus dem Schlaraffengarten des Basislagers diejenigen Leckerbissen schenken konnten, die wir nicht den Trägern überlassen hatten. Mit besonderem Vergnügen erinnere ich mich an Dr. Johnson, den wohlbeleibten Peace-Corps-Arzt, der mich während unseres ersten Kabul-Aufenthaltes behandelt hatte. Als wir jetzt mit zwei schweren Blechbüchsen voller europäischer Lebensmittel in seiner Praxis erschienen und sagten, das sei für ihn bestimmt, schloss er rasch alle Zimmertüren, damit niemand hören konnte, was hier vorging. Freudig öffnete er die Behälter und bewunderte die in Kabul nicht erhältlichen Herrlichkeiten. Dann sah er den Speck, traute seinen Augen nicht, fragte, ob das wirklich wahr sei, und fiel uns um den Hals.

Seit wir wieder in Kabul waren, hatten uns «europäische Bedürfnisse» befallen. Wenn immer es möglich war, suchten wir Restaurants auf, in denen man westlich essen konnte. Wir hatten für den Augenblick genug Pilaw und Kebab (Reis mit Hammelfleisch und Hackfleisch) verzehrt, und wir wussten, dass wir bis Istanbul noch mehr davon bekommen würden.

Ein andersartiges Bedürfnis war dasjenige nach Kultur. Wir besichtigten die Schätze des Kabul-Museums: vorgeschichtliche Funde, Gegenstände aus hellenistischer, aus buddhistischer und islamischer Zeit; wir versuchten, uns die Geschichte Afghanistans zu vergegenwärtigen, angefangen im 4. Jahrtausend v. Chr. mit den ersten Exporten des blauen Halbedelsteins Lapislazuli nach dem Indus-Tal, Mesopotamien und Ägypten. Ein Flug führte uns nach Bamian zu den weltberühmten, in eine senkrechte Felswand gehauenen Buddha-Standbilder aus dem 3. und 4. Jahrhundert n. Chr.

Nach zwei Tagen hatten wir die Wüstenstrecke Kabul–Herat bewältigt. Herat, die unserer Meinung nach noch ursprünglichste der afghanischen Grossstädte, fesselte uns von neuem mit ihrem blühenden Handwerkerbasar, der, nach Zünften geordnet, lange Strassenzüge flankiert. Eindrücklich auch die feierliche Stille der mit blauen Kacheln reichverzierten Moscheen. Doch allzubald mussten wir wieder unterwegs sein; wir verliessen Afghanistan und betraten das an Kulturgütern überaus reiche Persien.

Weithin über die Stadt leuchteten die mit Goldblech beschlagenen Kuppeln der Moschee von Meshed, deren nähere Besichtigung uns Nichtmoslems jedoch verboten war. Am übernächsten Tag – wir waren überraschend gut vorangekommen – trafen wir bereits in Teheran ein, wo uns der Besuch des Archäologischen Museums einen glänzenden Überblick über etwa 10000 Jahre persische Kunst gab.

Das Museum weckte in uns das Verlangen, einige Fundorte der ausgestellten Gegenstände selbst aufzusuchen, wenn wir uns schon einmal in der «Nähe» aufhielten! Fredy fand jedoch, er müsse jetzt endlich wieder zu seiner Chanim

heim, bestieg den Bus nach Istanbul, von wo er mit der Bahn über Schwarzach-St.Veit (eine bedeutsame Zwischenstation auf dieser Heimreise!) an die Gestade der Limmat fuhr.

Wir andern aber brachen zu einer viertägigen Kunstreise durch Persien auf: zuerst zu den märchenhaften Moscheen von Isfahan, dann nach Persepolis, das allein schon eine Expedition nach Persien gerechtfertigt hätte.

Der Bau von Persepolis, der Frühjahrsresidenz der Achämenidenkönige, wurde von Darius I. (550–486 v. Chr.) begonnen. Dieser Herrscher war es auch, der in die einst dort eingelassenen Gold- und Silbertafeln – wir hatten sie in Teheran bewundert – in Keilschrift einprägen liess: «Darius, der Grosskönig, der König der Könige, der König der Länder, Sohn des Hyspaspes, der Achämenide. Der König Darius sagt: Das ist das Königreich, das ich besitze. Vom Lande der Skythen jenseits der Sogdiana bis nach Äthiopien, vom Indus bis nach Sardes. Dies alles hat Ahuramazda mir überantwortet, er, der der Höchste ist unter den Göttern. Ahuramazda möge mich und mein Haus beschützen.» – Etwa 200 Jahre lang wurde sein Haus beschützt, dann, nach den Niederlagen seines Nachfolgers Darius III. gegen Alexander den Grossen bei Issos und Gaugamela, wurde dieser Dynastie um 330 v. Chr. mit der Ermordung des Grosskönigs ein Ende gesetzt. Alexander steckte im gleichen Jahre Persepolis, eine Stätte der «Barbaren», in Brand – als Vergeltung dafür, dass die Perser einst die Akropolis von Athen zerstört hatten. Übrig blieb das grossartige Ruinenfeld, das wir bei unserem Besuch bestaunen durften.

Über Shiraz und Ahvaz, das, durch Erdölquellen reich geworden, am Rande der brütendheissen Mesopotamischen Tiefebene liegt, erreichten wir das heute unbedeutende Dorf Shush, wie die ehemalige Millionenstadt Susa jetzt genannt wird – ein enttäuschender Anblick, sind doch von der einstigen Anlage auf vier Hügeln nur noch wenige Mauerreste und Säulenstümpfe zu erkennen.

Den Abschluss unserer Kulturexkursion bildeten die Felsenreliefs in den Grotten von Taq-e-Bustan bei Kermanshah, die mit den Darstellungen der Sassanidenkönige Shapur II. (310–379 n. Chr.) und Khosru II. (590–628 n. Chr.) bei der Hirsch- und Wildschweinjagd in ihrer filmartigen Gestaltung auf uns einen grossen Eindruck machten.

Durchs wilde Kurdistan gelangten wir nach Täbris und dann in die Türkei, wo wir westlich von Erzurum scheinbar paradoxerweise eine Weile flussabwärts dem Oberlauf des Euphrat folgten – ein Widersinn, weil wir ja von dessen Mündung in den Persischen Golf kamen! Und endlich, nach der Überfahrt über den Bosporus, betraten wir nach mehr als drei Monaten wieder unseren Erdteil.

Einer in Istanbul hinterlassenen Nachricht konnten wir entnehmen, dass Fredy mit zwei Tagen Vorsprung im Istanbul-Express über Bulgarien und Österreich in die Schweiz gereist sei. Am Abend bestieg auch ich in gleicher Richtung den Zug. Ein zweistündiger Aufenthalt in Schwarzach-St.Veit, wo ich am andern Morgen umsteigen musste, gab die Gelegenheit, wieder einmal ein mitteleuropäisches Frühstück zu geniessen. Die behäbige Wirtin im Landgasthof «Zur Post» fragte mich, woher des Wegs ich denn komme. Grosses Erstaunen erwartend, antwortete ich, ich käme direkt aus Afghanistan, ich sei auf einer alpinistischen Expedition im Hindukusch gewesen. «Ach so», erwiderte sie sichtlich unberührt, «vorgestern ist auch einer vorbeigekommen, der erzählt hat, er sei dort gewesen...»

So einmalig für uns diese Reise war – im salzburgischen Örtchen Schwarzach-St.Veit kommt jeden dritten Tag jemand vorbei, der im Hindukusch gewesen ist.

Hansruedi Kölz